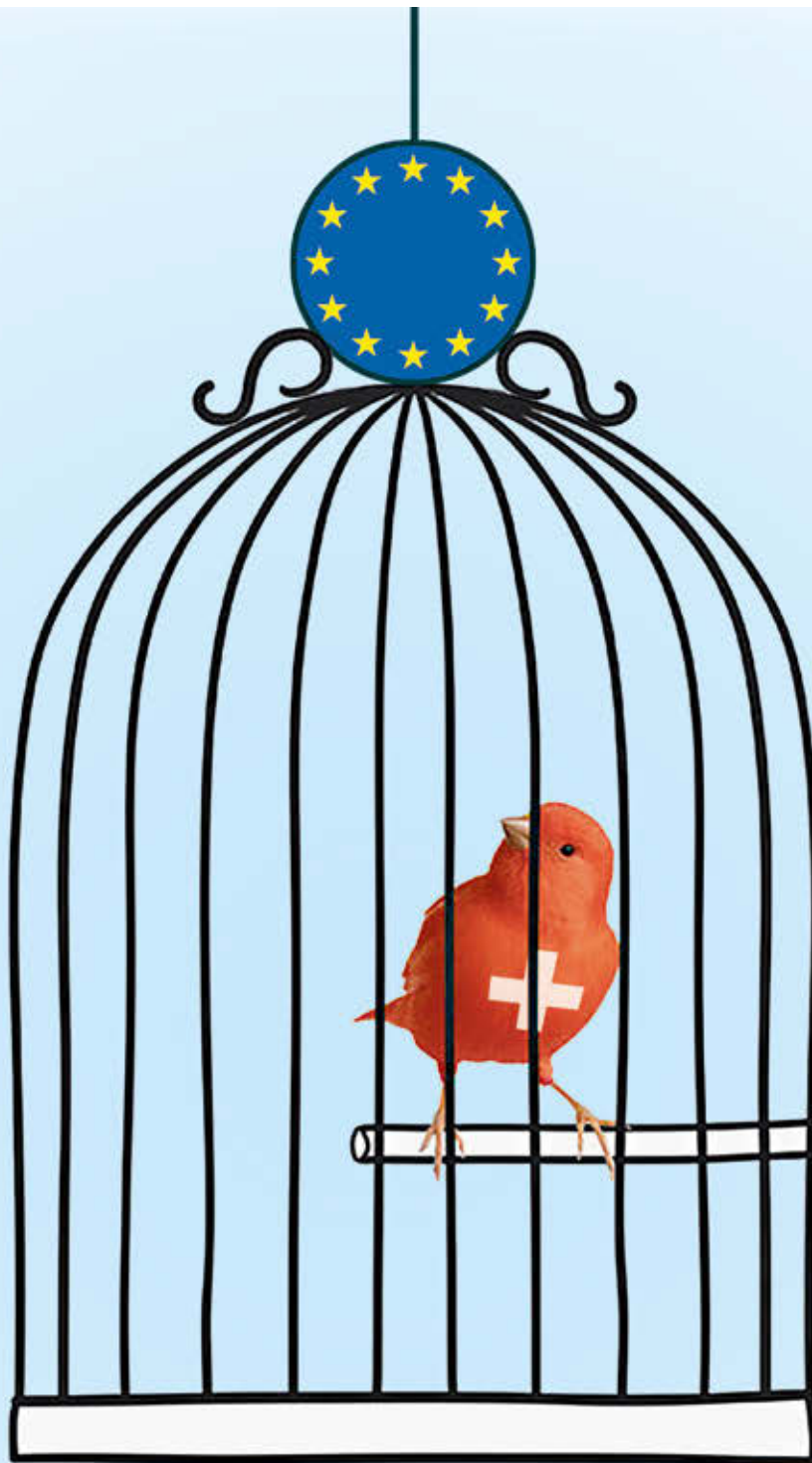


Untergang Europas, Mythos Krippe, weiblicher Orgasmus

# DIE WELTWOCHEN

Nummer 33 – 18. August 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Hochburg  
der Kommunisten**  
Hubert Mooser  
über Le Locle

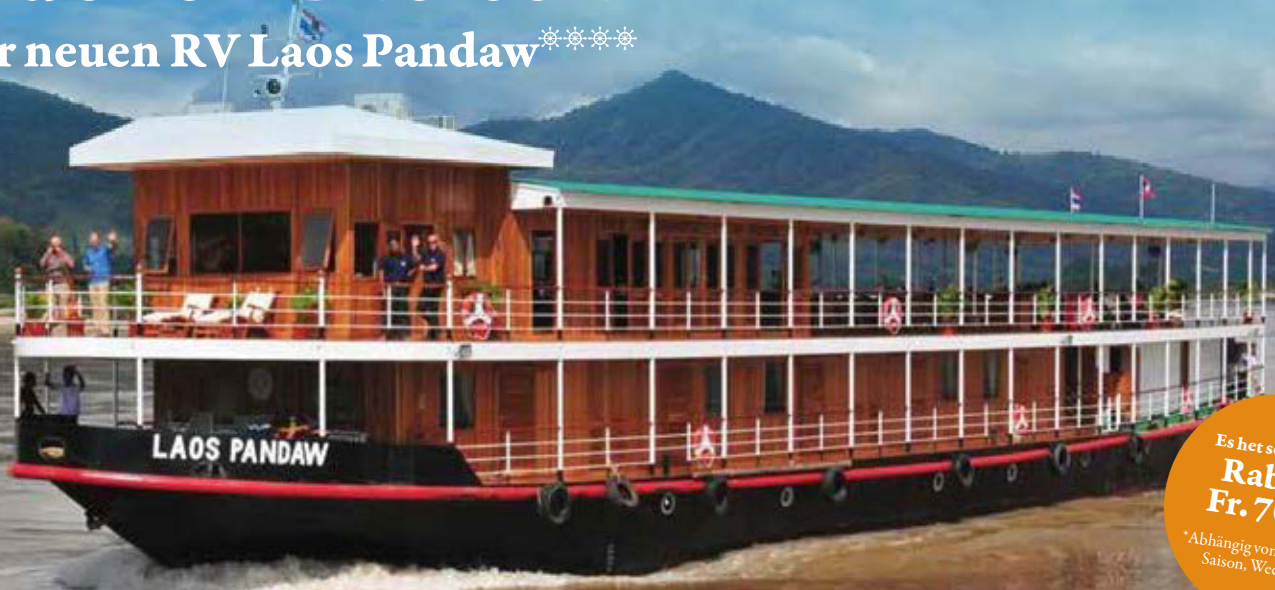


## Schweiz unter der Haube

Selbstbestimmung statt fremde Richter

# NEU Laos auf dem Mekong bis zum Goldenen Dreieck

mit der neuen RV Laos Pandaw ☀️☀️☀️



Es het solangs het **Rabatt\* Fr. 700.-**  
\*Abhängig von Auslastung, Saison, Wechselkurs

## Vientiane–Luang Prabang–Chiang Rai

**15 Tage ab 5290.-** (Rabatt Fr. 700.- abgezogen, Hauptdeck, inkl. Vollpension, Flug, Ausflüge)

- Unberührtes Laos
- Komfortables Schiff im Kolonialstil
- Thurgau Travel-Reisebegleitung

**1. Tag Zürich–Vientiane** Flug via Bangkok. **2. Tag Vientiane** Transfer zum Hotel, Mittagessen. Am Nachmittag Besichtigungen. Hotelübernachtung. **3. Tag Vientiane** Transfer zum Schiff, Einschiffung. Nachmittags Stadtbesichtigung. Gegen Abend «Leinen los» und Welcome-Dinner. **4. Tag Auf dem Mekong** **5. Tag Pak Lai** Stadtbesichtigung und Marktbesuch. **6. Tag Ban Park Bor** Dorfrundgang. **7. Tag Ban Mouang Khai** Passage Xanyaburi Wasserkraftwerk. **8. Tag Luang Prabang** Stadtrundfahrt mit Kuang Si Wasserfall. Tuk-Tuk-Fahrt zu buddhistischen Tempeln, Bücherei und Königspalast. Ind. Besuch Nachmarkt. **9. Tag Luang Prabang** Frühaufsteher können die Mönche beim Almsengang beobachten. Spaziergang zum Nationalmuseum, Besuch Morgenmarkt. Nachmittags freie Zeit. Laotische Tanzdarbietung an Bord. **10. Tag Pak Ou Höhlen** Ausflug mit Booten zu den Pak Ou Höhlen. Schaukochen an Bord. **11. Tag Pak Beng** Morgenspaziergang zum Markt. **12. Tag Chiang Khong** Schifffahrt. Abschieds-Cocktail und Dinner. **13. Tag Goldenes Dreieck–Chiang Rai** Ausschiffung. Ausflug Goldenes Dreieck mit Opium Museum. Transfer nach Chiang Rai. Am Nachmittag Besuch Wat Rong Khun Tempel. Hotelübernachtung.

Patuxai Denkmal, Vientiane



**14. Tag Chiang Rai–Bangkok** Bis zum Mittagessen Zeit zur freien Verfügung. Ausflug zum Akha Bergvolk und nach Mae Sai. Besuch des lokalen Marktes. Transfer zum Flughafen und Flug nach Bangkok. **15. Tag Bangkok–Zürich** Ankunft am frühen Morgen, ind. Heimreise.

*Alle Ausflüge im Preis inbegriffen  
 Programmänderungen vorbehalten  
 Reederei/Partnerfirma: Pandaw River Expeditions*

**RV Laos Pandaw\*\*\*\***  
 Neues, 2015 in Laos gebautes Schiff für 20 Gäste mit großzügigem Platz und ausgestattet mit Teakholz und Messing. Die Kabinen (ca. 17 m<sup>2</sup>) sind mit zwei Betten, Dusche/WC, Föhn, Safe, individuell regulierbarer Klimaanlage, umfangreichem Stauraum unter den Betten und zu öffnenden Panoramatüren ausgestattet. Im Restaurant mit Außenplätzen und im Innenbereich mit Klimaanlage werden abwechslungsreiche asiatische, internationale und auf Wunsch auch vegetarische Menus serviert. Bordausstattung: grosses überdachtes Sonnendeck mit Liegestühlen, Lounge und Bar. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Kuang Si Wasserfall



**Reisedaten 2017/2018 Es het solangs het Rabatt**  
 06.01.–20.01.17 **700**      28.01.–11.02.18 **700**  
 23.11.–07.12.17 **700**

**Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)**

2-Bettkabine Hauptdeck	5990
Zuschlag Alleinbenutzung	1590
Zuschlag Business-Class	auf Anfrage

Kreuzfahrt inkl. Vollpension, Flüge mit Thai Airways in Economy Klasse, alle Ausflüge, lokale Getränke und Trinkgelder an Bord, Hotelübernachtungen

Weitere Informationen unter [www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)  
 Sonnendeck



Lounge



Online buchen und sparen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Verlangen Sie Jeannine Büsser  
**Gratis-Nr. 0800 626 550**



**Thurgau Travel** \*

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden  
 Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)

Die Wegbeschreibung von Professor Hans-Ueli Vogt war denkbar einfach: «Sie finden mich in der Rechtsfakultät, gleich neben dem Büro von Kollege Daniel Jositsch.» Und diese Adresse kennt in Zürich fast jeder Journalist.



**Unerbittlicher Querdenker:** Hans-Ueli Vogt.

Der eher unscheinbare und verhaltene Vogt dagegen, der seit letztem Herbst die SVP im Nationalrat vertritt, ging bislang weitgehend unter dem medialen Radar durch. Man sollte sich seinen Namen trotzdem merken: Vogt ist der Vater der Selbstbestimmungsinitiative, welche direkt auf die DNA unserer Verfassung zielt und das helvetische Establishment seit einem Jahr in Aufruhr versetzt. Vogt, der selbst von seinen Gegnern als brillanter Jurist gelobt wird, offenbart sich im Gespräch mit *Weltwoche*-Redaktor Alex Baur als umgänglicher, aber unerbittlicher Querdenker, der in kein Schema passt. Der Mann scheint für die Rolle des Aussenseiters prädestiniert – nicht zuletzt in seiner eigenen Partei. Zu den Kreisen, die sich durch die Selbstbestimmungsinitiative erheblich gestört fühlen, zählt der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse, der gar von einem Super-GAU für die international orientierten Unternehmen spricht. Dabei werden besonders schädliche Regulierungen oft ja gerade auf internationaler Ebene hervorgebracht, die dann als Völkerrecht die Firmen drangsalieren. Und Vogts Zürcher Kollege, der Europarechtler Matthias Oesch, weist darauf hin, dass die EU-Grundrechte-Charta noch etliche neue Regelungen in die Schweiz bringen könnte. Weiter erläutert der frühere Bundesrichter Martin Schubarth, warum die

Selbstbestimmungsinitiative den Strassburger Richtern eine Chance zum Umdenken bietet. Christoph Mörgeli erinnert an den grossen Staatsrechtler Zaccaria Giacometti, der die Demokratie als Hüterin der Menschenrechte sah. **Seite 14–21**

In der Kleinstadt Le Locle im Neuenburger Jura – oder am Ende der Welt, wie man im benachbarten La Chaux-de-Fonds abschätzig sagt – fabrizieren grosse Uhrenmarken wie Ulysse Nardin, Tissot, Cartier, Audemars Piguet und so weiter edle Zeitmesser für den Weltmarkt. Le Locle ist die Wiege der Schweizer Uhrenindustrie, aber auch die letzte Bastion des Kommunismus in der Schweiz. Seit sechzehn Jahren hat hier der Parti ouvrier et populaire (POP), das welsche Pendant zur Partei der Arbeit (PdA), das Sagen. Bundeshausredaktor Hubert Mooser hat sich in der Kleinstadt umgesehen, die gegen ihr schlechtes Image als verlotternde Steuerhölle kämpft und täglich von einer endlosen Grenzgängerkolonne überrollt wird. **Seite 28**

Wann haben Sie das letzte Mal zügellos gelacht, dergestalt, als würden Ihre Bauchmuskeln mit einem Stilettraktiert? Urs Gehrigers geschah dies neulich in der Ardèche bei einem gemeinsamen Essen mit dem Schriftsteller Theodore Dalrymple. Dabei bietet die Kulturkritik des preisgekrönten Briten in keiner Weise Anlass zur Heiterkeit. «Der Untergang Europas» heisst sein neuestes Buch. Vulgär, geistig ausgezehrt und besessen vom Zwang zur Selbstverwirklichung, torkle unsere Gesellschaft dem Abgrund zu, zu kraftlos, um den grossen Herausforderungen Migration und Islamisierung zu begegnen, prophezeit der ehemalige Gefängnispsychiater mit amüsiert-beklemmendem Scharfsinn. **Seite 42**

*Ihre Weltwoche*

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit [www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch) die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch)

**worker jobs.ch**

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)  
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Adextra  
**Tarife und Buchungen:** [info@adextra.ch](mailto:info@adextra.ch)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



## Leserangebot – Hotel-Arrangement der Superlative Gestatten: Andermatt, «The Chedi Andermatt»

Was der schillernde Investor Samih Sawiris mit «The Chedi Andermatt» in einer der schönsten Ferienregionen der Schweiz verwirklicht hat, sucht auf der Welt seinesgleichen. Gönnen Sie sich ein paar unvergessliche Tage in einem der berühmtesten und exklusivsten Luxushotels der Gegenwart.

Umgeben von Schweizer Alpen, setzt das «The Chedi Andermatt» in jeder Hinsicht neue Massstäbe. Perfekt fügt sich das von Stararchitekt Jean-Michel Gathy im Chalet-Stil gestaltete 5-Sterne-Superior-Luxushotel ins Urner Urserntal ein. Vor der atemberaubenden Kulisse hatte 1964 schon James Bond als Geheimagent 007 in «Goldfinger» mit seiner wilden Verfolgungsfahrt für Furore gesorgt.

Die Gastronomie in «The Chedi Andermatt» ist eine kulinarische Weltreise. In «The Restaurant» werden Zentralschweizer und europäische Gerichte sowie fernöstliche Spezialitäten serviert. «The Japanese Restaurant» bietet Delikatessen wie authentisches Sushi, Sashimi oder Tempura auf höchstem Niveau. Und in «The Club House» beim Golfplatz von Andermatt Swiss Alps geniesst man italienische und Schweizer Köstlichkeiten.

Alpenhölzer und Naturstein bestimmen die Atmosphäre in den stilvollen und gemütlichen Zimmern und Suiten. Auch im mehrfach ausgezeichneten «Spa and Health Club» bleiben auf 2400 Quadratmetern mit beheizten Aussenbecken, 35 Meter langem Innenpool, Bio- und finnischen Saunas sowie Sol-Bio-Dampfbad, modernsten Fitnessgeräten, edlen Lounge-Sofas und Behandlungen vom Allerfeinsten keinerlei Wünsche offen.



### Platin-Club-Spezialangebot

«Summer in Style»  
in «The Chedi Andermatt»

**Leistungen:**

- 2 Übernachtungen
- Garantiertes Zimmer-Upgrade
- Exklusives Welcome-Amenity-«Alpine Platter» inkl. 1 Flasche Hauswein
- «The Chedi Grand Breakfast»-Buffet (täglich)
- Exklusives 4-Gang-Menü in «The Restaurant»
- «Alpierre Mountain Massage»
- Eintritt für «The Spa and Health Club»

**Spezialpreise:**

Anreise: Sonntag bis Freitag:

ab Fr. 825.– pro Person\* (statt Fr. 935.–)

Anreise: Freitag bis Sonntag:

ab Fr. 975.– pro Person\* (statt Fr. 1135.–)

\*Deluxe-Room zur Doppelbenutzung

**Buchung:**

Reservieren Sie unter Tel. 041 888 74 77

oder [reservations@chediandermatt.com](mailto:reservations@chediandermatt.com).

Bitte das Stichwort «Weltwoche» angeben.

Gültig bis Ende September 2016.

**Veranstalter:**

The Chedi Andermatt

[www.chediandermatt.com](http://www.chediandermatt.com)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Sturzbetroffen

**Bundesrätin Sommaruga: Wenn Politiker die eigene Hochmoral zelebrieren, riecht es nach Betrug.** Von Roger Köppel

Bundesrätin Simonetta Sommaruga findet die Bilder der in Como gestrandeten Afrikaner laut Zeitungsberichten «schwer erträglich». Es dürfe «in Europa» keine «solchen Zustände» mehr geben. Wie ist diese Aussage zu verstehen? Wäre es der SP-Frau genehmer, die illegalen Migranten aus Eritrea, Somalia oder Nigeria schlugen ihre Zelte ausserhalb Europas auf, in der Türkei oder in Russland etwa, wo der Wohlstandsdurchschnitt bescheidener ist, so dass das Gefälle weniger gut sichtbar wäre? Vielleicht wollte Bundesrätin Sommaruga auch zum Ausdruck bringen, es wäre besser, wenn die jungen Männer aus Afrika zu Hause blieben, wo zwar die «Zustände» trotz jahrzehntelanger Milliardenhilfe aus der Schweiz mindestens so kärglich sind wie in Como, aber wenigstens ausser Sichtweite der sensiblen Migrationsministerin. Oder möchte sie die Afrikaner, wie sie vieldeutig offenliess, am liebsten in die Schweiz umlenken, wo sie bestimmt nicht unter freiem Himmel campieren müssten?

Ich weiss nicht, wie es andern geht, aber für mich sind politische, auf den medialen Effekt getrimmte Bekundungen der eigenen Betroffenheit schwerer erträglich als der Anblick dieser armen Teufel aus dem Süden, die sich nur deshalb auf den Weg nach Como gemacht haben, weil es Politikerinnen gibt wie Simonetta Sommaruga, die durch ihre gesetzeswidrige Willkommenskultur die Elendswanderungen überhaupt erst in Gang bringen. Wenn Frau Sommaruga «solche Zustände» nicht mehr sehen will, dann soll sie aufhören, bei bester Sendezeit die Nachricht zu verbreiten, dass die Schweiz niemanden zurückschicken werde, der aus einer Diktatur oder aus einem «Willkürstaat» hierhergekommen sei, was auf eine offizielle Einladung unserer obersten Asylpolitikerin an rund zwei Drittel der Menschheit hinausläuft, die nach unseren Massstäben gegenwärtig in «Willkürstaaten» leben.

Politiker, die ihre angebliche Gutmenschlichkeit an die grosse Glocke hängen, sind immer suspekt. Sie benutzen das Elend, das sie angeblich bewegt, um moralisch steil herauszukommen, was an sich verwerflich ist, denn kein Mensch sollte sich einbilden, er stehe moralisch über den andern. Wenn Politiker, sturzbetroffen, vor den Kameras die Schicksale von Bootsmigranten betrauern oder in Flüchtlingslagern Kinder tätscheln, riecht es nach



«Fiskalische Neutronenbombe.»

Betrug, weil anständige Leute angesichts von Tod und Elend mit ihren Empfindungen nicht hausieren gehen. Egoismus bleibt Egoismus, auch wenn er sich als sein Gegenteil ausgibt. Bundesrätin Sommaruga gibt die schmerzempfindliche Moralistin, nicht weil es ihr um die Moral oder um die Flüchtlinge ginge, sondern weil sie sich panzern, weil sie sich unangreifbar machen möchte. Wer die Moral vorschreibt, will nicht argumentieren. Wäre es anders, reagierte sie entspannter auf Kritik.

Will Bundesrätin Sommaruga wirklich, dass uns Zustände wie in Como erspart bleiben, dann soll sie die Schweizer Landesgrenzen gegen die illegale Migration abriegeln und ihre bürgerlichen Kollegen unterstützen, die es –

wie übrigens auch viele Sozialdemokraten – verrückt finden, dass die Schweiz zu einem Eldorado für Afrikaner geworden ist, die selbst als abgelehnte Asylbewerber «vorläufig aufgenommen» werden, und zwar oft für immer, um beispielsweise in einer Zürcher Unterländer Gemeinde pro Person auf Anhieb steuerfreie Sozialhilfe und Wohnungszulagen in der Höhe von rund 2000 Franken monatlich zu erhalten, wobei ihnen alle Arztrechnungen und SBB-Billette auf Kosten der Steuerzahler zusätzlich vergütet werden.

Angesichts der hohen Sozialhilfequote unter den hier einlaufenden Scheinasylanten fallen die Sozialausgaben nicht nur während eines Jahres an, sondern während Jahrzehnten. Die Asylverschuldung der Gemeinden ist eine fiskalische Neutronenbombe an den Wurzeln unseres Staates. Dass ausgerechnet eine Sozialdemokratin, der die Bewahrung der sozialen Errungenschaften am Herzen liegen sollte, durch ihre Asylpolitik die Sozialwerke zertümmert, ist eine Ironie, die niemand freut.

Solange es Frau Sommaruga erstrebenswert findet, dass ein falscher Asylant aus Afrika mehr Geld von der Schweiz bekommt als ein Schweizer AHV-Rentner ohne Ergänzungsleistungen, der seine Beiträge während vierzig Jahren brav einbezahlt hat, muss sie sich nicht wundern, wenn immer noch mehr Afrikaner nach Como streben wie einst europäische Auswanderer an die Goldadern des Klondike an der nordamerikanischen Westküste.

Wohlverstanden: Ich prangere nicht die jungen Eritreer und Nigerianer an, die ökonomisch vernünftig handeln, wenn sie die Angebote zu beanspruchen versuchen, die ihnen Simonetta Sommaruga hinstellt. Ich kritisiere die Bundesrätin, die diesen Missbrauch zulässt, ja geradezu fördert, diese Zweckentfremdung des Sozialen, die unsere Gemeinden ausbluten lässt und von Schweizern, die selber untendurch müssen, mit guten Gründen als Affront empfunden wird.

Simonetta Sommaruga redet gerne von «Solidarität» mit den «Flüchtlingen», aber es ist eine schweizblinde Solidarität, von der sie redet, denn Sommarugas Solidarität mit den Migranten ist praktizierte Nichtsolidarität mit den bereits hier lebenden Menschen, die Sommarugas Asylpolitik im Alltag erdulden und mit ihren Steuern bezahlen müssen.

Como ist nur ein Spiegel. Wenn die Bundesrätin den Medien mit bebender Stimme sagt, sie finde den Anblick der in Parks hausenden Migranten «schwer erträglich», dann sagt sie, dass sie die Konsequenzen ihrer Asylpolitik nicht mehr verkraftet. Es wäre ehrlich und folgerichtig, das Feld einer anderen Person zu überlassen, die das Flüchtlingselend nicht zum Anlass nimmt, eine gefühlsmässige Betroffenheit vorzuführen, deren uneingestandene Ursache die eigene falsche Politik ist.

Im Schnitt einfach besser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.



*Ursprung der weiblichen Lust:* Seite 56



*Konterrevolution:* Bernard Cazeneuve. Seite 48



*Heiterer Pessimist:* Theodore Dalrymple. Seite 42



*Máximo Líder:* Le Locle. Seite 28

## Kommentare & Analysen

---

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Der Krippen-Mythos
- 9 **Im Auge** Barack Obamas Playlist
- 10 **Schweiz** Sozialreligion
- 10 **Wirtschaft** Schwarz oder weiss
- 11 **Bürgerkrieg** Assad im O-Ton
- 11 **Migration** Nackte Zahlen
- 12 **Personenkontrolle** Leuthard, Müller-Altarmatt, Allemann, Mühlberger, Bühlmann, Karrer, Rühl, Wyss etc.
- 13 **Nachrufe** Kenny Baker; João Havelange
- 14 **Die Machtfrage**  
Die Initiative gegen fremde Richter sorgt für Aufregung
- 16 **Anspruchsinflation**  
Ein Blick auf die EU-Grundrechte-Charta
- 18 **Schutz der Menschenrechte oder Europa-Ideologie?**  
Martin Schubarth über die Richter in Strassburg
- 20 **Wer setzt das Recht?**  
Richter und Politiker kämpfen gegen das Volk
- 22 **Die Deutschen** Schnellmerker
- 22 **Wirtschaft** Die Kirche von Sankt Doris
- 23 **Ausland** Irische Vereinigungsträume
- 24 **Mörgeli** Kalter Kaffee, heiss serviert

- 24 **Bodenmann** Gerd Müller schießt Tore
- 25 **Medien** Der Sonnenschutzfaktor der SRG
- 25 **Gesellschaft** Bumerang
- 26 **Darf man das? / Leserbriefe/ Einspruch**

## Hintergrund

---

- 28 **Kommunistenhochburg der Schweiz**  
Le Locle wird seit Jahrzehnten von Kommunisten regiert
- 31 **Türkei** Der lange Arm von Erdogan reicht bis in die Schweiz
- 32 **Hermanns Hommage**  
Pflichtlektüre von Politgeograf Michael Hermann
- 34 **Profilierung in Como**  
Hunderte Migranten campieren vor der Schweizer Südgrenze
- 35 **Wahlen** Doppelte Stimme für die Alten
- 39 **Finanzplatz** Schaulaufen der Saubermänner
- 40 **Zeiten des Hexenglaubens**  
Der lange und teure Rückbau von Atomanlagen
- 42 **Der Untergang Europas**  
Pessimistischer Ausblick von Autor Theodore Dalrymple
- 46 **Ukraine** Putin ist an allem schuld
- 47 **Italien** Die Rattenfängerin von Rom
- 48 **Frankreich brennt**  
Innenminister Cazeneuves Kampf gegen den Terrorismus



«Wir Menschen haben stets ein Rübli vor der Nase»: Tieranwalt Goetschel. Seite 36

## Interview

### 36 «Der Schosshund heisst zu Recht so»

Haben Tiere eine Seele? Mit welcher Brille laufen Hunde durch die Welt? Der Jurist und ehemalige Zürcher Tieranwalt Antoine F. Goetschel klärt auf

## Stil & Kultur

### 50 Ikone der Woche Usain Bolt, Olympiasieger

### 52 Bestseller

### 52 Der Simenon Siziliens

Der 90-jährige Bestsellerautor Andrea Camilleri

### 55 Rechtschreibreform Murks ohne Ende

### 56 Warum Frauen kommen

Neue Erkenntnisse zum weiblichen Orgasmus

### 58 Kraft, Mut und Technik

Vom Glück, ein Monumentalwerk wie die «Odyssee» ins Deutsche zu übersetzen

### 60 Top 10

### 60 Kino «Vor der Morgenröte»

### 61 Jazz Charlie Parker

### 62 Namen Ode an die Freunde

### 63 Hochzeit Karolina Leppert, Domina

### 63 Thiel Ferienberichte

### 64 Wein Tenute Silvio Nardi Brunello di Montalcino 2011

### 64 Zu Tisch «Löwen» in Thörigen

### 65 Auto BMW M4 GTS

### 66 MvH trifft Wim Ouboter, Unternehmer

## Autoren in dieser Ausgabe

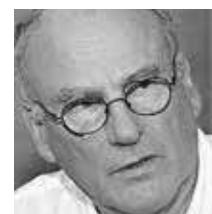
### Josef Dittli



Der FDP-Ständerat arbeitete während neunzehn Jahren als Berufsoffizier der Schweizer Armee und ist Mitglied der parlamentarischen

Sicherheitskommission. Er warnt vor der Radikalisierung der türkischen Erdogan-Anhänger in der Schweiz. Seite 31

### Horst Haider Munske



Der emeritierte Professor für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Erlangen-Nürnberg trat 1997 unter Protest aus der Kommission

für deutsche Rechtschreibung aus. Er erklärt, warum sich seine anfängliche Begeisterung für die Rechtschreibreform ins Gegenteil verkehrt hat. Seite 55



Dichter und Naturschützer der eine, Touristik-Unternehmer und «König von Laax» der andere: Leo Tuor und Reto Gurtner stehen für zwei Seiten Graubündens. Oder wollen beide doch dasselbe? Wolfgang Koydl hat beide als «Bessermacher» porträtiert und diskutiert mit ihnen über ihre Visionen für das Bündnerland.

Schuler Bücher  
Grabenstrasse 9, 7000 Chur

Mittwoch, 24. August 2016, 19:30 Uhr  
Eintritt frei

**DIE WELTWOCH**



© Cunard

## «Queen Mary 2»: Mythos Transatlantikpassage

# An Bord der «Königin der Meere»

Die Transatlantikpassage zwischen New York und Southampton zählt zu den wenigen Dingen, die man einmal im Leben gemacht haben sollte. Geniessen Sie den Indian Summer in New York und anschliessend die unvergessliche Überfahrt an Bord des letzten wahren Ocean-Liners: der «Queen Mary 2».

In New York erleben Sie die Sehenswürdigkeiten des Big Apple und logieren direkt am Broadway im 4-Sterne-Hotel «Marriott Marquis». Am fünften Tag geht es zum Hafen, wo Sie die Crew der «Queen Mary 2», kurz «QM2» genannt, bereits erwartet. Auf zwölf Passagierdecks bietet das 345 Meter lange Flaggsschiff der britischen Reederei Cunard Line jede erdenkliche Annehmlichkeit – vom einzigen Planetarium auf See über die grösste schwimmende Bibliothek der Welt bis zum Luxus-Spa. Abends zeigt sich die «QM2» von der glamourösen Seite: Das Bord-Orchester, erstklassige Shows und Konzerte sowie zahlreiche Bars und Lounges garantieren beste Unterhaltung. Sie übernachten in einer komfortablen Aussen-, Balkonkabine oder Suite und dinieren am reservierten Tisch im grosszügigen «Britannia»-Restaurant. Als VIP-Passagier geniessen Sie eine exklusive Führung durch die Küchenwelt und einen Cocktailempfang durch einen hochrangigen Schiffsoffizier.

### Höhepunkte der Reise:

- 1. Tag: Anreise nach New York**
  - Flug Zürich–New York
  - Rundgang Broadway und Times Square
- 2. Tag: Unvergessliches Manhattan**
  - Greenwich Village und Chinatown
  - Midtown mit St. Patrick's Cathedral und Rockefeller Center
  - Empire State Building und Central Park
- 3. Tag: Harlem und Bronx**
  - Gospelgottesdienst in Harlem, Bronx-Rundgang
- 4. Tag: Freiheitsstatue, Ellis Island und Wall Street**
  - Schifffahrt zur Freiheitsstatue
  - Besuch von Ellis Island und Financial District
  - Ground Zero mit 9/11-Memorial
  - Abendessen im Drehrestaurant des Hotels
- 5. Tag: Mit der «QM2» in Richtung Atlantik**
  - Einschiffung und Ausfahrt aus dem Hafen
- 6. bis 11. Tag: Auf hoher See**
  - Exklusive Führung und Cocktailempfang
  - Sport, Entspannung und Unterhaltung
- 12. Tag: Ausschiffung in Southampton**
  - Rückreise und Flug London–Zürich

### Platin-Club-Spezialangebot

#### Indian Summer in New York und Transatlantikpassage nach Southampton

##### Reisetermin:

21. Oktober bis 1. November 2016

##### Leistungen:

- Flug Zürich–New York bzw. London–Zürich (inkl. Gebühren)
- Alle Transfers (in New York teils mit ÖV)
- 4 Übernachtungen mit Frühstück im «Marriott Marquis»
- 2 Abendessen (1. und 4. Tag)
- Ausflüge und Besichtigungen gemäss Programm
- Transatlantikpassage an Bord der «QM2»
- 7 Übernachtungen mit Vollpension in der gebuchten Aussenkabine/Suite
- Hafen- und Sicherheitsgebühren

##### Spezialpreise:

Ab Fr. 5895.– pro Person (je nach Kabine)  
Zuschlag für Alleinreisende: ab Fr. 2700.–

##### Anmeldung:

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub).  
Mindestteilnehmerzahl: 20 Personen

##### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno  
[www.mondial-tours.ch](http://www.mondial-tours.ch)  
Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





# Der Krippen-Mythos

Von Philipp Gut — Staat und Wirtschaft werben mit Milliarden um weibliche Fachkräfte. Doch die Mehrheit der Mütter will gar nicht mehr arbeiten.



Grenzen der sozialen Ingenieurskunst.

**K**aum ein gesellschaftspolitisches Thema ist seit Jahren derart en vogue wie die «Vereinbarkeit von Beruf und Familie». Nicht nur Parteien und Frauenorganisationen, sondern auch der Staat und die Wirtschaftsverbände fordern immer neue Massnahmen, damit mehr Frauen mehr hochprozentige Arbeitsstellen einnehmen. Nebst finanziellen Anreizen wie Steuererleichterungen steht vor allem der Ausbau eines ausserfamiliären Betreuungsangebots auf dem Programm. Denn Frauen, so die gängige Erklärung, wollten zwar mehr arbeiten, aber sie könnten gar nicht, weil die Infrastruktur fehle.

Allein der Bund buttert Hunderte von Millionen Franken in ein sogenanntes Impulsprogramm, das auf eine parlamentarische Initiative der heutigen Zürcher SP-Regierungsrätin Jacqueline Fehr zurückgeht. Die eigentlich befristete «Anschubfinanzierung» ist bereits zwei Mal verlängert worden. Wo bleibt der Erfolg?

## Norwegisches Gleichstellungsparadox

Zweifel am Mythos Krippe nährt ausgerechnet die Studie einer Krippenfachfrau: Monika Stampfli hat ein Unternehmen geleitet, das Kindertagesstätten anbietet. An der Fachhochschule Nordwestschweiz untersuchte sie, ob Frauen mehr arbeiten würden, wenn weitere finanzielle Erleichterungen sowie ein flächendeckendes Angebot an Betreuungsplätzen bestünden. Dass

sie dies in Scharen tun würden, ist die Prämisse, von der Politik und Wirtschaft ausgehen. Doch die Ergebnisse der Studie widersprechen diesen Annahmen: Ein Grossteil der befragten Frauen sei nicht bereit, ihr Erwerbsspensum zu erhöhen, auch wenn billige oder gar kostenlose Kita-Plätze vorhanden wären. Auch steuerliche Faktoren würden bei der Wahl des Pensums «kaum» berücksichtigt, heisst es in der Studie.

Die Verfasserin hat 479 Mütter und Väter befragt, die alle bereits mindestens ein Kind in die Krippe schicken. Es handle sich dabei nicht um eine repräsentative Umfrage, sondern um eine «bewusste Auswahl», also um Fälle, die für die Fragestellung relevant seien: Mütter und Väter, die bereits Teilzeit arbeiten, externe Betreuung in Anspruch nehmen, über ein hohes Bildungsniveau sowie über ein überdurchschnittliches Einkommen verfügen. Sie entsprechen also nicht dem Klischee ewiggestriger Emanzipationsverweigerer aus dem Hinterthurgau.

Umso erstaunlicher die Resultate: Mehr als drei Viertel – 76 Prozent der Mütter und 78 Prozent der Väter – würden nicht mehr arbeiten, wenn die externen Kinderbetreuungskosten günstiger wären. Auch das Angebot an Krippenplätzen erachten die Befragten nicht als Problem: 82 Prozent der Frauen und 80 Prozent der Männer würden ihre Pensen nicht erhöhen, wenn genügend Plätze zur Verfügung stünden. Verbesserungen im Kita-Bereich führten also kaum zu einer erhöhten Erwerbstätigkeit.

Brisant sind die Befunde auch hinsichtlich der Fachkräfteinitiative von FDP-Bundesrat Johann Schneider-Ammann und seines Departements für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF). Diese richtet ihren Fokus «hauptsächlich auf den Ausbau eines qualitativ guten familienergänzenden Angebots an Kinderbetreuung, die Förderung familienfreundlicher Arbeitsbedingungen in den Unternehmen und die Beseitigung von negativen finanziellen Anreizen im Steuersystem». Das WBF rechnet mit einem Arbeitskräftepotenzial von Hunderttausenden Vollzeitstellen, wenn nicht oder teilweise Erwerbstätige vermehrt einem Job nachgingen.

Die Befunde erinnern an das «norwegische Gleichstellungsparadox». Kein anderes Volk ist so emanzipiert wie die Norweger, nirgendwo wird Gleichstellung höher geschrieben. Dennoch wählen norwegische Frauen aus freien Stücken überdurchschnittlich oft typische Frauenberufe. Die soziale Ingenieurskunst stösst offenbar an ihre Grenzen.

# Macht Musik



Barack Obamas Playlist.

**M**ister President hat, während er auf Martha's Vineyard urlaubte, seine Playlist ins Netz stellen lassen (abrufbar auf Spotify). Eine Lieblingsmusik-Bestenliste mit zwanzig Titeln für den Tag, eine Auswahl mit ebenso vielen Nummern für die nächtlichen Stunden, und sogleich haben Befindlichkeitsanalysten mit ihren Interpretationen begonnen: Wie ist der Stand des Nostalgie-Barometers bei den Obamas, die das Weisse Haus im Januar verlassen müssen? Baracks Ohrwurm-Repertoire umfasst Klassiker des «Great American Songbook» wie Billie Holidays «*Lover Man*» und «*My Funny Valentine*» von Miles Davis bis zu dem Soul-Vulkan Aretha Franklin und der Surf-Romantik der Beach Boys, aber auch melancholische Töne von Caetano Veloso und das kratzende Gegenprogramm «*Acid Rain*» von Chance The Rapper. Ja, die Mächtigen und ihre Musik. Bill Clinton war ein leidlich swingender Tenorsaxofonist. Jimmy Carter stand auf Bob Dylans Balladen. Nixon klimperte schülerhaft auf dem Klavier. Kennedy war ein Frauen- und Bücher-verschlinger, aber ein musikalischer Banause und nicht einmal für Marilyn Monroes (mit der er gerade gebrochen hatte) hinreissend gehauchtes «*Happy Birthday, Mister President*» empfänglich. Reagan sah sich lieber Sportübertragungen an. Der bemühte Dilettant Helmut Schmidt hingegen wagte sich an Mozarts Konzert für drei Klaviere (und spielte den Kinderpart). Unsere linken Bundesräte Simonetta Sommaruga und Alain Berset können es am Piano sogar vierhändig. Sie alle überstrahlt der einstige polnische Präsident Ignaz Paderewski, ein gefeierter Tastenvirtuose seiner Epoche. Selbst der Finsterling Stalin war dem Zauber der Musik verfallen, in seiner letzten Stunde lief angeblich Mozarts Klavierkonzert Nr. 23, gespielt von der grossartigen Maria Yudina, die der Despot aus Eifersucht nie im Ausland auftreten liess. Obamas musische Laune wurde von seiner Tochter Malia, 18, überschattet. Sie hatte am Lollapalooza-Musikfestival in Chicago ziemlich Dampf abgelassen. Hat sie gekifft oder nur geraucht?

Peter Hartmann

## Sozialreligion

Von Alex Baur — Ein Viertel der Armen bezieht kein Sozialgeld. Wirklich? Wäre das schlecht?

Gemäss einer Studie der Berner Fachhochschule für Soziale Arbeit beziehen 26,3 Prozent der «Armutsbetroffenen» keine Sozialhilfe, obwohl sie einen Anspruch darauf hätten; in bürgerlich dominierten Gemeinden ist die Quote der Fürsorgemuffel höher als in linken. Der Autor der Studie, der Doktorand Oliver Hümbelin, führt das Phänomen auf falsche Hemmungen und sozialen Druck zurück. In seinen Augen liegt ein Missstand vor.

Grundlage der Studie sind die anonymisierten Steuerdaten einiger Gemeinden – wobei vollkommene Steuerehrlichkeit vorausgesetzt wird. Nun zeigt aber die Praxis, dass Nebeneinkünfte, die gerade bei tieferen Einkommen eine wesentliche Rolle spielen, oft nicht deklariert werden, und sei es nur, weil der bürokratische Aufwand zu gross ist. Damit fällt aber die einzige belastbare Grundlage der Untersuchung dahin. Alles Weitere erweist sich bei kritischer Betrachtung als Spekulation.

### Links ist hui, Kritik ist pfui

Selbst wenn man davon ausgeht, dass viele Berechtigte auf Sozialansprüche verzichten, sind viele Erklärungen denkbar. Vielleicht befürchten sie Nachteile bezüglich Aufenthaltsstatus, Familiennachzug oder Einbürgerung. Vielleicht brauchen sie das Geld nicht, weil die Armutsgrenze zu hoch angesetzt ist. Vielleicht wollen sie nicht, dass Sozialarbeiter sich in ihre privaten Belange einmischen. Vielleicht überbrücken sie eine finanzielle Krise eigenverantwortlich. Vielleicht ist die Sozialquote in linken Gemeinden auch höher, weil das Geld grosszügiger verteilt wird und die Kontrollen lascher sind. Vielleicht ist die Scham, auf Kosten anderer zu leben, menschlich und gesund.

Zu diesen Fragen liefert auch die neuste Studie zur Fürsorgeverweigerung keine Antwort – weil sie die Fragen gar nicht stellt. Stattdessen wird einmal mehr kritik- und gedankenlos das altbekannte Evangelium nachgebetet, wie wir es von unzähligen früheren sogenannten Studien kennen: Sozialhilfe ist grundsätzlich gut, man muss die Armen notfalls zu ihrem Glück zwingen, von der Fürsorge zu leben, darf keine Schande sein, linke Politik ist hui, und die Armutsgrenze der Skos zu hinterfragen, pfui. Gewiss, Sozialwissenschaften sind keine exakte Wissenschaft. Doch was hierzulande in diesem Bereich praktiziert wird, ist überhaupt keine Wissenschaft, sondern Religion. Wer nicht an die gängige Doktrin glaubt, wird in die soziale Hölle verbannt.

## Schwarz oder weiss

Von Beat Gygi — Der Wirtschaftsverband Economiesuisse verabschiedet sich bei der Selbstbestimmungsinitiative aus jeglicher vernünftigen Diskussion.

Es ist eine besondere Situation, wenn sich Wirtschaftsverbände gegen die Selbstbestimmung aussprechen. Dieser Tage hat Economiesuisse, der Dachverband der Schweizer Wirtschaft, gegen die soeben eingereichte Selbstbestimmungsinitiative der SVP eine Kampagne in einem Tonfall lanciert, als ob es bereits um einen Abstimmungskampf ginge. Die Initiative sei «ein Angriff auf die Europäische Menschenrechtskonvention, also die Menschenrechte in Europa», sie würde im Fall einer Annahme zum «Super-Gau» führen, die Kündigung der Bilateralen I und ein Austritt der Schweiz aus der Welthandelsorganisation (WTO) wären die Folge, dann kommt die dramatische Schlussfolgerung: «Unverhältnismässige Regeln führen zu Schäden für unser Land in unbestimmtem Ausmass.»

### Jeder bremst jeden

Mit einem solchen Auftritt verbaut sich Economiesuisse die Möglichkeit, die Argumente für und gegen die Initiative vernünftig zu diskutieren. Der Verband wirft den Initianten Unverhältnismässigkeit vor, genau dieser Vorwurf fällt jedoch auf ihn selbst zurück. Wer die Debatte über internationales und nationales Recht als derartigen Schwarz-weiss-Kontrast zwischen Weltoffenheit und Abschottung darzustellen sucht, kann nun gar nicht mehr anders, als einen Dauerkampf auf der «richtigen Seite» zu führen. Dabei leiden doch auch viele Unternehmen unter schädlichen Entwicklungen des Völkerrechts, also unter internationalen Spielregeln, die lästig oder tödlich sind für Firmen.

Viele komplizierte Gesetze und unsinnige Vorschriften werden ja gerade auf internationaler Ebene entworfen und beschlossen. In der EU wird die Regulierung von Unternehmen oder Branchen oft getrieben von den Schwächeren, welche die Stärkeren bremsen wollen, weil sie nicht mithalten können. Die Binnenmarktregulierung lässt sich zu einem guten Teil durch den Leitsatz erklären: «Bremse deinen Nachbarn wie dich selbst.» Und das Kartell der Hochsteuerländer hat es im Rahmen der OECD fertiggebracht, dass der internatio-

nale Steuerwettbewerb abgewürgt und das Verraten privater Personendaten zur staatlichen Pflicht wurde und Staaten mit niedriger Steuerbelastung wie die Schweiz in ein Korsett kamen, das sie für Steuerzahler weniger attraktiv machen soll. All diese Auswüchse sind Teile des internationalen Rechts, das von den Gegnern der Selbstbestimmungsinitiative derart hoch eingeschätzt wird.

### Pauschale Argumente

Wie rasch man bei der Überhöhung des Völkerrechts zu pauschalen Argumenten neigt, veranschaulicht Economiesuisse in ihrer Mitteilung gleich selbst, wenn sie vom «Angriff auf die Europäische Menschenrechtskonvention, also die Menschenrechte in Europa» spricht. Da wird also die Menschenrechtskonvention mit den Menschenrechten gleichgesetzt, dabei sind die Menschenrechte das eine, die Einigung auf einen Katalog von Rechten, das Einklagen von Ansprüchen und die Auslegung des Rechts durch Richter das andere.

Neben der Menschenrechtskonvention gibt es mehr oder weniger parallel dazu in der EU die Grundrechte-Charta. Dieser Katalog ist noch umfangreicher, vor allem im wirtschaftlichen Bereich finden sich Anspruchsrechte wie ein Recht auf Arbeit, auf Bildung, auf Kollektiv-Lohnverhandlungen, auf Dienstleistungen von besonderer Bedeutung, auf Gesundheit oder auf Umweltschutz. Vertreter von Wirtschaftsverbänden müssten eigentlich bleich werden beim Gedanken, dass so etwas als internationales Recht in die Welt sickern kann.



Zwischen Weltoffenheit und Abschottung.

## Assad im O-Ton

Von Pierre Heumann — Im Westen wird der syrische Präsident als Inkarnation des Bösen porträtiert. Das sieht er anders: Er kämpft gegen die Feinde des Westens.

Für Politiker und Journalisten im Westen ist es ein klarer Fall: Solange Baschar Assad Präsident bleibt, sei eine Lösung der Syrien-Krise unmöglich. Gerade in Aleppo zeige sich einmal mehr, wie brutal er gegen seine eigenen Bürger vorgehe. Die Schlacht um die geteilte Stadt ist ein «game changer», ein entscheidender Moment im Krieg um Syrien. Wer in Aleppo siegt, wird auch den Bürgerkrieg gewinnen. Deshalb wird der Krieg um die zweitgrösste Stadt Syriens mit einer besonders radikalen Grausamkeit geführt. Viele machen dafür Assad verantwortlich.

In der Tat: Assad ist ein brutaler Herrscher. Den tödlichen Umgang mit internen Feinden hat er von seinem Vater Hafiz gelernt. Dieser war im Februar 1982 in Hama grausam gegen Islamisten vorgegangen, denen er vorwarf, sein Regime stürzen zu wollen. Damals töteten syrische Soldaten 10 000 bis 40 000 Bürger der Stadt.

Während des Massakers von Hama war Baschar siebzehn Jahre alt. Früh hat er somit das Credo seines Vaters verinnerlicht, dass für die Bewahrung des Regimes alle Mittel heilig seien. Das Massaker war, für die Assads, erfolgreich. Die nächsten drei Jahrzehnte waren sie unbestrittene Herrscher. Nahtlos konnte die Diktatur vom Vater auf den Sohn übergehen.

Man mag Assad für vieles hart kritisieren und als verantwortungslosen Rabiab-Politiker verurteilen. Aber der Untergang seines Regimes wäre

### Der Untergang seines Regimes wäre ein Gewinn für die Feinde des Westens.

ein Gewinn für die Feinde des Westens, für Dschihadisten und Islamisten aller möglichen Couleurs. Assad weiss sich deshalb in einer starken Position. Selbst für US-Präsident Barack Obama, der ihn als Hindernis auf dem Weg zum Frieden sehe, sei der Kampf gegen den Terror wichtiger als das Ende des syrischen Regimes, liess sich Assad neulich in einem Interview zitieren. Dass er gegen Terroristen kämpfe, die syrische Gebiete erobert hätten, sei doch legitim, meint er. Er wolle jeden Inch seines Territoriums zurückgewinnen, das er an seine Gegner verloren habe, sagte er Mitte Juli in einem Gespräch mit NBC. Es sei schliesslich international üblich, dass die Souveränität eines Landes respektiert werden müsse – weshalb das im Fall Syriens nicht gelten solle, wollte er wissen.

Assad verheimlicht in Interviews nicht, dass er ohne Unterstützung aus Moskau und Tehe-



«Game changer»: Präsident Assad.

ran in einer sehr schwachen Position wäre. Vor allem das Eingreifen Russlands zu seinen Gunsten habe ihm militärische Erfolge über seine Widersacher ermöglicht. Sein Sieg liege schliesslich auch im Interesse Russlands, «da wir dieselbe Art von Terroristen bekämpfen.» Letztlich, betont er immer wieder, müsste daran auch dem Westen gelegen sein. Seine Armee gehe entschlossen gegen Terrormilizen von al-Qaida, dem IS oder al-Nusra vor.

Der Krieg, so Assad, wäre längst beendet, würden nicht Länder wie Saudi-Arabien, Katar, die Türkei und sogar der Westen Terroristen ausrüsten und unterstützen, die gegen ihn kämpfen. Sobald diese Staaten den Terroristen die Unterstützung verweigern, wäre der Krieg «in ein paar Monaten» vorbei. Gegenüber einem australischen TV-Journalisten bezeichnete Assad den Ausweg aus der humanitären Krise deshalb als «einfach». Voraussetzung wäre lediglich, dass man die logistische Hilfe an Terroristen einstelle.

Das «Chaos in Syrien» könnte sich mit Leichtigkeit von seinem Land auf den Nahen Osten und auf Europa ausweiten, warnt Assad in Interviews und empfiehlt sich gleichzeitig als Stabilitätsfaktor. Falls Europa Syrien – er meint sein Regime – verteidige, würden die Europäer gleichzeitig auch ihren eigenen Interessen dienen.

## Nackte Zahlen

Von Wolfgang Koydl — Vor den Toren Europas warten Hunderte Millionen Flüchtlinge.

In Como campieren ein paar hundert Migranten, in Mailand sind es ein paar tausend. Die EU-Kommission will ein paar zehntausend Flüchtlinge in Europa verteilen, allein in Italien sind derzeit rund 140 000 Illegale, und nach Deutschland sind letztes Jahr mehr als eine Million geströmt.

Mit solchen Zahlen hantieren wir seit Ausbruch der Flüchtlingskrise – von ziemlich viel bis zu erschreckend gross. Und doch sind sie nur Petitesse, Peanuts im Vergleich zum wahren Ausmass des Problems. Es ist allerhöchste Zeit, den wahren Relationen ins Auge zu blicken.

Fast eine Milliarde Menschen leben im Nahen Osten und in Afrika nördlich des Äquators. Nach einer Studie des Berliner Instituts für Bevölkerung und Entwicklung werden in den nächsten dreizehn Jahren 100 Millionen dazukommen. Etwa jeder Vierte will gemäss Umfragen auswandern.

Summa summarum sind das 250 Millionen Menschen. Zur Erinnerung: Europa hat 500 Millionen Einwohner. Zum Vergleich: Die Schweiz hat in diesem Jahr «rekordverdächtige» 7500 Migranten abgewiesen.

Das sind die nackten Zahlen. Vor ihnen verblassen alle Debatten, Vorschläge und Massnahmen, die derzeit zur Abwehr, Eindämmung oder Regelung der Migrantenflut diskutiert werden. Diese Zahlen werden genauso wenig schrumpfen wie man erwarten kann, dass Afrika und der Nahe Osten im Zuge einer tektonischen Verschiebung von Europa wegdriften. Der Vergleich vom «Pulverfass vor den Toren Europas», den die Studie macht, klingt da fast putzig. Hier lagert ein ungesichertes Nukleararsenal.

Bleibt die Frage, wie wir damit umgehen. Drei Möglichkeiten gibt es, keine ist wirklich attraktiv. Ein gigantischer Marshallplan zum Aufbau dieser Staaten? Ein solcher wäre langfristig wohl nur zu Lasten unserer Sozialsysteme finanzierbar, ganz abgesehen davon, dass das Geld wohl aus dem Fenster geworfen wäre. Die Tore sperrangelweit aufstossen? Das würde das Ende von Europas Identität und vermutlich Existenz bedeuten.

Bleibt die Festung Europa: Zugbrücken hoch, die Tore fest verschlossen. Wer dies fordert, muss auch wissen – und sagen –, dass er früher oder später von den Zinnen dieser Burg herab wird schiessen müssen. Damit verabschieden wir uns von der Vorstellung, dass wir alle so nett sind.

## Personenkontrolle

**Leuthard, Müller-Altarmatt, Allemann, Mühlberger, Bühlmann, Karrer, Rühl, Wyss, Birrer-Heimo, Germann, Frehner, Altherr, Kleiner, Wobmann**

Zwei Tage weilte Bundesrätin **Doris Leuthard** (CVP) in Peking, um sich mit chinesischen Ministern und Experten auszutauschen. Oder besser, sofern dem Communiqué zu glauben ist: um ihnen vorzuführen, was China alles von der Schweiz lernen kann. Sei es bei der Verkehrssicherheit, bei der Energiespeicherung oder beim Hochwasserschutz, zumal die beiden Länder «aufgrund ihrer Topografie und geografischen Lage vom Klimawandel besonders betroffen» seien. (Es gibt in der Schweiz bisher trotz Erwärmung nicht mehr Hochwasser.) Alles wunderbar, nur der mitgereiste CVP-Nationalrat **Stefan Müller-Altarmatt** gab sich realitätsnäher. Die Chinesen hätten alle seine Vorurteile bestätigt, schrieb er auf Twitter. «Ich bin mit Begeisterung verwirrt.» (sär)

Ungewöhnliche Neuigkeiten erreichen uns aus Prag. Mitte Juni tagte dort eine Woche lang die internationale Führungsriege von Greenpeace – heimlich im Fünfsternhotel «Corinthia», jeder Hinweis auf ihre Anwesenheit hatte zu unterbleiben. Mit von der Partie die Co-Leiter von Greenpeace Schweiz, **Markus Allemann** und **Verena Mühlberger**, sowie Stiftungsratspräsidentin und ehemalige grüne Nationalrätin **Cécile Bühlmann**. Die um die 90 Kadermitglieder genossen Vollpension und veranstalteten abends mehrere Feste. Das Buffet war fleischlos, dafür seien die Bestellungen von Fleischgerichten via Zimmerservice aufgefallen, berichten Insider. Die meisten Teilnehmer seien per Flugzeug angereist, einige mit dem Auto. (gut)

«Auf ein Bier mit der Wirtschaft» – unter diesem Motto lud der Wirtschaftsverband **Economiesuisse** die Bevölkerung ab und an zum Gedankenaustausch mit der Verbandsspitze ein. Die Anlässe, beispielsweise im Hauptbahnhof Zürich, waren für jedermann zugänglich. Anscheinend fremdelt der Verband nun doch bei so viel spontaner Volksnähe (oder fehlte es an der Trinkfestigkeit von **Heinz Karrer**, **Monika Rühl** und Co.?). Das neue, zweifelsfrei gesündere Format heisst jedenfalls «Wandern mit der Wirtschaft», und die Tickets zur Teilnahme (dreimal fünfzig an der Zahl) werden vom **Blick** im Wettbewerbsverfahren vergeben. Für den zugehörigen Zeitungsartikel darf **Karrer** («wird bei allen drei Anlässen mitwandern!») beim Zürcher «Sternen Grill» am Bellevue posieren:



Was China von der Schweiz lernen kann: Leuthard.



Das Buffet war fleischlos: Cécile Bühlmann.



Zartbesaitete IS-Kämpfer: Vinzenz Wyss.



Fehlte es an der Trinkfestigkeit? Rühl, Karrer.

in der Rechten eine Bratwurst, in der Linken ein **Bürli** und auf dem Tisch ein Glas Wasser. (fsc)

Wem bei Schreckenstaten wie der Brand- und Messerattacke von Salez zunächst der IS in den Sinn kommt, sollte dies für sich behalten. Das findet zumindest Journalismusprofessor **Vinzenz Wyss**. Ansonsten könnten solche Ereignisse «fahrlässig leicht dem Narrativ des islamischen Terrors zugeordnet werden», so Wyss in der Gratiszeitung **20 Minuten**. Was mit der schrägen Aussage gemeint sein soll, bleibt indes sein Geheimnis. Befürchtet Wyss, man tue den zartbesaiteten IS-Kämpfern und Dschihadisten unrecht, indem man sie einem derart ungeheuerlichen, wenngleich statistisch fundierten Verdacht aussetzt? (fsc)

**Prisca Birrer-Heimo** (SP) gibt nicht auf. Nachdem die Nationalrätin vor ein paar Jahren im Parlament mit einer entsprechenden Motion unterlegen war, will sie nun internationale Firmen per Volksinitiative verpflichten, die Schweiz zum gleich tiefen Preis zu beliefern wie das europäische Ausland. Dies berichtet der



Rote Karten: Flavia Kleiner.

**Blick**. Eher erstaunlich ist, dass dem unliberalen Initiativkomitee der selbsternannten Preisüberwacher offenbar auch bürgerliche Politiker wie **Hannes Germann** und **Sebastian Frehner** (beide SVP) und **Hans Altherr** (FDP) angehören. (fsc)

Am Freitag letzter Woche demonstrierte die **Operation Libero** unbewilligt mit ihrem Aushängeschild **Flavia Kleiner** auf dem Berner Bundesplatz gegen die Selbstbestimmungsinitiative der Schweizerischen Volkspartei und verteilte symbolisch rote Karten. Solche politischen Manifestationen sind nichts Aussergewöhnliches. So hatte das Egerkinger Komitee zum Start der Volksinitiative «Ja zum Verhüllungsverbot» am 15. März einen Auftritt auf dem Bundesplatz, dabei war auch Nationalrat **Walter Wobmann** (SVP), der Kopf des Egerkinger Komitees. Dieses wurde von der Stadt Bern allerdings wegen unbewilligter Kundgebung gebüsst. Fragt sich, ob auch die **Operation Libero** eine Strafe erwartet. Die Stadt Bern sah sich bereits zu einer Stellungnahme genötigt: «Das Polizeinspektorat klärt den Fall ab», liess sie verlauten. *Affaire à suivre.* (gut)

## Nachruf



**Geniale Grösse:** Schauspieler Baker.

**Kenny Baker (1934–2016)** — Es ist schon reichlich grotesk, dass er nach den vielen Filmen, in denen er mitwirkte, ausgerechnet mit einer Rolle weltberühmt wurde, in der er komplett unkenntlich war: als zylinderförmiger Droide R2-D2 in «Star Wars». Es war die Zeit, als das Spiel noch nicht am Computer gepixelt werden konnte, sondern die Tricks noch währschafte Bastelarbeit waren, von den Raumschiffen bis zu jenen künstlichen Wesen, die den Charme der Science-Fiction-«Star Wars»-Abenteuer ausmachten. Es war der geniale Einfall mit den beiden Droiden, dem hochgewachsenen C-3PO und dem knubbeligen R2-D2, den shakespeareschen Narren nachempfunden, der Saga eine Seele zu geben – und der kleinwüchsige Brite Kenny Baker hatte die geniale Grösse, um in die Hülle des Fantasy-Roboters zu steigen und ihn mit Leben zu füllen. Mit dieser Rolle wurde er Kult,

dabei war Baker, gerade mal 1,12 Meter gross, ein Mime in brillanten Filmen wie «The Elephant Man» (1980) von David Lynch, «Time Bandits» (1981) von Terry Gilliam oder in Milos Formans «Amadeus» (1984), in dem er eine parodistische Rolle übernahm. Er gehörte zu den gefragtesten Nebendarstellern in bizarren, fantastischen Storys. Seine Karriere begann bereits, als er sechzehn Jahre alt war und sich, wie damals üblich, als Zirkus-Clown verdingte. Mit einer Comedy- und Musical-Gruppe tourte er um den halben Globus. Der in Birmingham geborene Baker war auch ein leidenschaftlicher Jazz-Freak. J.J. Abrams, der die Weiterführung von «Star Wars» übernahm und eigentlich alles mit Computertechnik hätte machen können, bestand auf Baker und dem alten R2-D2. Recht hatte er.

*Wolfram Knorr*

**Jean-Marie Faustin Goedefroid «João» de Havelange (1916–2016)** — Als João Havelange 1974 am Fifa-Kongress in Frankfurt zum siebten Präsidenten des Weltverbands gewählt wurde, war das eine sportpolitische Sensation. Der amtierende Obmann, der Engländer Sir Stanley Rous, war sich seines Sieges so sicher, dass er für seinen Gegner im Kongress nicht einmal einen Stuhl reserviert hatte. Der Triumph von Havelange war von langer Hand vorbereitet. Im Vorfeld der Wahl hatte der schlaue Lobbyist brasilianische Mannschaften zu Spielen nach Afrika geschickt – und sich so die Gunst des schwarzen Kontinents gesichert. Den Ausschlag zu seinem Sieg gaben die afrikanischen Delegierten. 24 Jahre stand der aristokratische Brasilianer an der Spitze der Fifa und machte den Fussball – sekundiert vom Entwicklungsdirektor und Generalsekre-



**Juristisch unbefleckt:** «João» Havelange.

tär Sepp Blatter – dank den TV- und Marketingeinnahmen zur weltumspannenden Wirtschaftskraft. Havelange, 1936 in Berlin als Schwimmer und 1952 in Helsinki als Wasserballer Olympiateilnehmer, symbolisierte den grossen Patriarchen, dem niemand zu widersprechen wagte. Der *Blick* schrieb vom «Milliardär aus Brasilien». Der ISL-Skandal, in dem zwischen 1989 und 2001 Schmiergelder in der Höhe von 141 Millionen Franken an hohe Funktionäre verteilt wurden, schwebt wie ein dunkler Schatten über seiner Präsidentschaft. Doch juristisch blieb Havelange unbefleckt. Wer die aktuellen Vorgänge in der Fifa verstehen will, wird viele Antworten in der Ära Havelange finden. Der Hauptdarsteller selber kann keine Antworten mehr geben. Doch sein Erbe lebt weiter. Es steht für ein beeindruckendes, aber umstrittenes Lebenswerk. *Thomas Renggli*

# Unter die Lupe genommen:

## Ihr Spezialist für digitale Telefonie und Internet.

Ob Selbstständig, Klein- oder Grossunternehmen – bei UPC Business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Egal, ob Sie Fragen zu bevorstehenden Abschaltung der analogen Telefonie, Internetversicherungen oder zum Betrieb Ihres Netzwerks haben – wir liefern die Antworten.

**Sam Roche**  
Account Manager

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.  
Sam Roche | Tel. 044 577 77 99 | [business.upc.ch](mailto:business.upc.ch)  
Corporate Network · Internet · Phone · TV



# Die Machtfrage

Von Alex Baur — Das Establishment reagiert nervös auf die Initiative gegen fremde Richter. Die von einem aussergewöhnlichen Juristen ausgetüftelte Vorlage berührt die Herzkammern unseres Staates.

Selten hat eine Volksinitiative für so viel Aufregung gesorgt, bevor sie überhaupt lanciert war. NGO-Aktivistinnen mobilisieren seit einem Jahr mit schrillen Slogans («Menschenrechte abschaffen? – Nie!») und Plakaten («Frontalangriff auf die Grundrechte!») gegen die Selbstbestimmungsvorlage der SVP. Als im März 2015 die Unterschriftensammlung begann, stellten sich alle anderen Parteien in einem scharf formulierten Communiqué geschlossen gegen das «unschweizerische» Volksbegehren, das angeblich «Einzelpersonen, Minderheiten und Kleinstaaten wie die Schweiz der Willkür der Mächtigen hilflos» ausliefere und das Land in seinem Fundament bedrohe.

Von *Woz* bis *Bund* scheinen sich alle einig: Christoph Blochers Volkspartei spielt wieder einmal mit dem populistischen Feuer. Mal wurde die Initiative zum «Wahn des Diktators» (*Tageswoche*) emporgeschrieben, mal zu «Röstis Ladenhüter» (*NZZ*) kleingeredet, die *Aargauer Zeitung* bezweifelte, ob die Unterschriften überhaupt zusammenkämen. Nach dem Fiasko mit der Durchsetzungsinitiative wurde da und dort über einen Rückzug spekuliert. Andere, etwa der renommierte Zürcher Staatsrechtler und Uni-Professor Andreas Kley (*Weltwoche* Nr. 32/16, «Leerlauf statt Selbstbestimmung»), monierten technische Mängel, die zum Gegenteil dessen führten, was die Initiative wollte. Klar ist eigentlich nur eines: Die SVP steht wieder mal alleine im Abseits. Befürworter, so scheint es, gibt es unter den namhaften Juristen keine.

## Aufweichung des nationalen Vorrangs

Die Nervosität ist insofern erstaunlich, als die Initiative, die letzte Woche allen Unkenrufen zum Trotz in der Bundeskanzlei eingereicht wurde, einen Zustand wiederherstellen will, der bis in die 1990er Jahre die Regel war: nämlich dass die Bundesverfassung im Konfliktfall über der Rechtsauslegung internationaler Gremien steht. Tritt dieser Konflikt ein, kann man entweder einen internationalen Vertrag neu aushandeln und notfalls kündigen, oder aber man passt die Gesetze oder gar die Verfassung den Vorstellungen der fremden Richter an. Doch dafür ist – und hier liegt der springende Punkt – nicht die Justiz zuständig, sondern der Gesetzgeber und in letzter Instanz das Stimmvolk.

Eine erste Aufweichung des nationalen Vorrangs findet sich bereits in der revidierten Bundesverfassung vom 18. April 1999. Dort heisst es lapidar, dass die Schweiz das Völker-

recht im Prinzip «beachtet» – was impliziert, wie Professor Kley einräumt, dass es halt je nachdem auch mal nicht beachtet wird. Die schwammige Formulierung trägt den real existierenden internationalen Normen Rechnung, welche auf der Fiktion bauen, dass die Welt aus lauter Rechtsstaaten bestünde, die erst noch miteinander kompatibel wären. Weil die Realität weit vom Ideal entfernt ist, legen die meisten Länder die stets unscharf formulierten internationalen Vereinbarungen pragmatisch nach ihren eigenen Interessen aus.

Die Schweizer Richter sind in dieser Hinsicht eine Ausnahme. Sie sind in den letzten Jahren schleichend dazu übergegangen, die Rechtsauffassung internationaler Gremien über die eigene Verfassung zu stellen. Dafür gibt es eine ehrenhafte Begründung: Man will mit dem guten Beispiel vorangehen, in der Hoffnung, dass die anderen folgen werden. Immerhin, darüber herrscht Konsens, ist gerade für einen global vernetzten Kleinstaat wie die Schweiz das internationale Recht enorm

## Die Schweiz verzichtet bewusst auf ein Verfassungsgericht.

wichtig. Es gibt auch eine weniger noble Deutung: Die Juristen massen sich mit Verweis auf angeblich vorrangiges internationales Recht zusehends verfassungsrichterliche Macht an, die ihnen im helvetischen System nicht zusteht. Salopp formuliert: Sie zimmern die Gesetze, nach denen sie urteilen, gleich selber.

Die meisten Länder – unter ihnen auch Russland oder die Türkei – haben ein Verfassungsgericht, das Entscheide des Gesetzgebers umstossen kann. Die Schweiz verzichtet bewusst auf eine solche Instanz. Ob ein Minarettverbot oder ein Kreuz im Schulzimmer gegen die Religionsfreiheit verstösst, ob der Schwimmunterricht oder das Tragen von Velohelmen obligatorisch sein soll, ob eine Einbürgerungs- oder eine Ausschaffungspraxis zumutbar erscheint, ob auch ein Kranker Militärsteuern zahlen muss oder die Haftung für Asbestschäden zeitlich begrenzt wird, ob Schwule Kinder adoptieren dürfen oder eine IV-Rente die Bedürfnisse deckt – solche Fragen gelten hierzulande nicht als juristische, sondern als politische Angelegenheit, über die der Gesetzgeber befindet.

Zudem gibt es in der Schweiz bereits eine Kontrollinstanz, welche die Parlamente über-



Brillanter Aussenseiter: Nationalrat Vogt.

wacht. Aber das sind weder Richter, wie etwa in Deutschland, noch der Adel, wie in Grossbritannien. Das letzte Wort hat in der Schweiz das Stimmvolk, der Souverän, der via Referendum oder Initiative den abschliessenden Entscheid fällt. Dummerweise ist das System der direkten Demokratie in dieser Radikalität weltweit einzigartig und im internationalen Rechtsverkehr kaum vorgesehen. Konflikte sind vorprogrammiert. Es stellt sich damit die Frage, was uns wichtiger ist: die Wahrung der Eigenständigkeit oder das Prestige des Musterknaben im internationalen Rechtschaos.

All das sind staats- und rechtsphilosophische Fragen, welche bis tief in die politische DNA der Nation hinein reichen. Hier geht es nicht bloss um ein paar Einzelurteile aus Strassburg, über die man getrost geteilter Meinung sein kann, sondern um ganz Grundsätzliches. Erst recht an der Sache vorbei geht das



Getöse um die Menschenrechte, die schon in unserer Verfassung verankert wurden, lange bevor die Richter des Europäischen Gerichtshofs diese nach ihrem Gusto auslegten.

Kaum in einem anderen Land wurden und werden die Rechte von Minderheiten – auch und gerade im historischen Rückblick – so vorbildlich geschützt und gepflegt wie in der Schweiz. Die Grundrechte stehen nicht zur Disposition. Wo sie nicht mehr dem sich ständig wandelnden Rechtsempfinden entsprach – etwa beim Frauenstimmrecht oder beim Jesuitenverbot – hat die Schweiz ihre Verfassung bislang eigenverantwortlich revidiert, über den ordentlichen Weg der Volksabstimmung. Dafür brauchte es keine Order aus Strassburg, Brüssel, Luxemburg oder aus dem Vatikan.

Das grösste Problem der Selbstbestimmungsinitiative ist die abstrakte und schwer fassbare Materie. Mit Pädophilen, Krimi-

naltouristen, Abzockern, Asylanten, Burkas, Rasern oder bissigen Hunden lässt sich relativ einfach politisieren. Ein derart komplexer Stoff hat es dagegen schwer in der direkten Demokratie, selbst wenn es – welche Ironie – um deren Erhalt geht. Dass ausgerechnet die so oft als populistisch gegeisselte Volkspartei dem Volk eine derart schwer verdauliche Vorlage serviert, mag erst recht verwundern.

Zum einen hat das mit Christoph Blocher zu tun, der schon als Justizminister vor dem «Richterstaat» und den «fremden Richtern» warnte. Den Anstoss zur Volksinitiative gab allerdings ein anderer: der Zürcher Rechtsprofessor Hans-Ueli Vogt. Vogt präsidierte auch die Expertengruppe, die den Text ausbrütete und nach einer Vernehmlassung noch einmal überarbeitete. Drei Jahre dauerte das Prozedere. Es resultierte ein denkbar einfach und klar formulierter Verfassungsparagraf, der im aka-

demischen Milieu vielleicht gerade deshalb eine fast hysterische Empörung auslöste.

Hans-Ueli Vogt mag aus einem bäuerlichen Milieu stammen. Damit hat sich's aber auch schon mit dem Klischee des SVP-Politikers. Selbst seine Gegner attestieren dem 46-jährigen Top-Juristen (Studium in Zürich mit Bestnoten, Forschungsaufenthalte in Florenz, Harvard, London und Peking, anwaltliche Praxis in New York) akademische Brillanz und ein solides Fachwissen. Mit 34 Jahren unterrichtete Vogt bereits als Assistenzprofessor, zehn Jahre später erfolgte seine Berufung zum ordentlichen Dozenten. Auch unter Studenten geniesst der Rechtstheoretiker, der vor TV-Kameras eher gehemmt wirkt, einen hervorragenden Ruf.

### Rolle des Abweichlers

Hans-Ueli Vogt scheint zur Rolle des Aussen-seiters verdammt. Mit seiner rechtsliberalen Grundhaltung steht er doch ziemlich einsam da im akademischen Betrieb. Ein Exot ist der bekennende Homosexuelle aber auch in der vorwiegend linken Gay-Szene, in der er sich seit Jahren bewegt. Als schwuler Intellektueller mit Wohnsitz im superurbanen Zürcher Industriequartier ist er freilich auch nicht gerade die Inkarnation der SVP. Tatsächlich wich Vogt auch schon inhaltlich vom Parteikurs ab, etwa bei der Durchsetzungsinitiative, die ihm zu extrem war. Ein Aussenseiter ist er überall, das war er schon als Student, der sich 1992 zum Entsetzen seiner Professoren gegen den EWR aussprach. Trotzdem förderten sie den blitzgescheiterten Querdenker nach Kräften.

Gesucht habe er die Rolle des Abweichlers nie, versichert Vogt im Gespräch, er würde sich sogar als ausgesprochen harmoniebedürftig bezeichnen. Wie die meisten seiner Studenten heute habe auch er sich damals für das Rechtsstudium entschieden aus einem Bedürfnis heraus, die chaotische Welt zu ordnen und in zivilisiertere Bahnen zu lenken. Doch je besser er die Klaviatur seines Metiers beherrschte, je weiter er in die Feinmechanik der Juristerei vordrang, desto grösser wurden seine Zweifel. Handelt es sich beim Ringen um die einzig wahre Rechtsauslegung, so fragte er sich zusehends, überhaupt um eine Wissenschaft?

Noch kein Jahrhundert ist vergangen, seit die Juden – nicht nur in Deutschland – gemäss herrschender Lehrmeinung als minderwertige Rasse galten und Schwule im besten Fall als kranke Perverslinge. In islamischen Ländern gilt diese Lehrmeinung bis heute. In den 1980er Jahren galt das Waldsterben als wissenschaftlich erhärtete Tatsache; wer Zweifel anmeldete, machte sich unmöglich und wurde aus dem erlauchten Kreis der Wissenden exkommuniziert. Die Prognosen erwiesen sich trotzdem bald als falsch. Doch sind die Wissenschaftler seither wirklich so viel klüger geworden? Ist auf sie mehr Verlass als auf den gesunden Menschenverstand des Normalbürgers? >>>

Womit wir bei der Kernfrage der Selbstbestimmungsinitiative wären: Wer hat das letzte Wort in der Politik – sind es die Juristen, oder ist es das Volk?

Gerade bei den Rechtswissenschaften spielt mangels objektiver Kriterien die «vorherrschende Lehre» eine zentrale Rolle. Doch wer bestimmt diesen gefühlten Konsens? Es gibt keine Abstimmung. «Die Selektion erfolgt nach der Logik des Mobs», sagt Vogt, «wer mehr Prestige und bessere Beziehungen hat, der bestimmt, wo's langgeht.» Diesen Gruppendruck spüre er auch bei seiner Initiative. Es gebe durchaus Juristen, die seine Ansichten teilten. Aber nur hinter vorgehaltener Hand. Öffentlich hält man sich bedeckt. Wenn er gewusst hätte, räumt Vogt ein, was ihn erwartet, hätte er die Finger von der Politik gelassen.

### Ansichten eines Nestbeschmutzers

Wenige Juristen wagen es, die eigene Gilde derart radikal zu hinterfragen. Das erzeugt Widerstand. Eine offene Grundsatzdebatte über die Rolle der Justiz im Staat bleibt trotzdem aus. Der Kampf spielt vielmehr auf Nebenschauplätzen. So wird etwa kritisiert, Vogt mische sich in staatsrechtliche Belange ein, von denen er als Aktienrechtler keine Ahnung habe. «Das ist etwa so», kontert dieser, «als würde man die Debatte über Managerlöhne den Managern überlassen, in der Meinung, dass nur sie eine Ahnung von der Materie hätten.» Das Allgemeinwohl ginge alle etwas an, es dürfe nicht an Experten und Interessensvertreter delegiert werden.

Vogt stört sich vor allem auch daran, dass seine Initiative von den Gegnern als Angriff auf das internationale Recht im Allgemeinen und die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) im Besonderen umgedeutet wird. Klare Verhältnisse in der Verfassung, so kontert er, würden die Rechtssicherheit und damit die internationalen Rechtsbeziehungen sogar stärken. Er weist auch darauf hin, dass die EMRK bloss eines von vielen Übereinkommen ist, die tangiert würden. Auf den ersten Blick möge es tatsächlich ein Vorteil für den Einzelnen sein, wenn er mit seinen Anliegen an eine übergeordnete internationale Instanz gelangen könnte. Die Interessen der Allgemeinheit gingen dabei allerdings schnell vergessen.

Als Beispiel nennt Vogt das mutmassliche Asbestopfer, das trotz Verjährung von Strassburg eine Entschädigung zugesprochen bekam. Man mag es dem Betroffenen gönnen. Nimmt man das Urteil zur Richtschnur für alle Fälle, hat dies Kostenfolgen für die Gesamtwirtschaft, die in die Milliarden gehen und die Innovationsbereitschaft der Wirtschaft einschränken. Gewiss, eine objektiv richtige Meinung gibt es nicht. Die Frage ist vielmehr: Will man solch eminent politische Entscheide an fremde Richter delegieren – oder will man sie, wie bisher, dem eigenen Gesetzgeber überlassen und in letzter Instanz dem Volk. ○

## Abkommen

# Anspruchsinflation

**Von Beat Gygi — Die bilateralen Verträge zwischen der Schweiz und der EU erscheinen kontrollierbar, decken aber zunehmend breitere Gebiete ab. Die EU-Grundrechtecharta sollte man näher anschauen.**

Muss sich die Schweiz künftig auf mehr fremde Spielregeln und Richter einstellen, als man heute annimmt? Blickt man auf die bilateralen Verträge zwischen der Schweiz und der EU hat man zunächst das Gefühl, jedes Abkommen regle je eine klar abgegrenzte Fragestellung, so weit sei alles unter Kontrolle. Aus dieser Sicht ist jeder Vertrag wie ein Kabel mit massgeschneidertem Stecker, der die Schweiz mit der EU verbindet. Geregelt werden durch solche Abkommen heute beispielsweise der Landverkehr durch die Schweiz, der Luftverkehr, der Zugang zum öffentlichen Beschaffungswesen, die Personenfreizügigkeit, der Abbau technischer Handelshemmnisse, die Forschungsverwaltung oder das Schengen/Dublin-Paket, das die Landesgrenzen für Personen durchlässig machen und das Asylwesen regeln soll.

Aber sind diese Kabel ungefährlich? Ist es wirklich so, dass jeder Stecker nur seinen eigenen Bereich programmgemäss regelt? Viel-

### Professor Oesch legt dar, dass das Recht der Schweiz allmählich europäisiert werde.

leicht entstehen beim Zusammenkoppeln plötzlich ungewollte Kontakte, eventuell führen die Kabel auch verborgene Drähte. Dann geriete die Schweiz vielleicht irgendwann stärker unter den Einfluss der EU als gewollt. Dass zudem all die Kabel zurzeit etwas ungeordnet übereinanderliegen, erleichtert die Beurteilung nicht. Das erste Paket der Bilateralen von 1999 umfasst sieben Verträge, das 2004 unterschriebene zweite Paket weitere neun Abkommen. Daneben gibt es über hundert weitere Verträge zwischen der Schweiz und der EU, unter anderem das Freihandelsabkommen von 1972.

Matthias Oesch, Professor für Öffentliches Recht, Europarecht und Wirtschaftsvölkerrecht an der Universität Zürich, äusserte in einem Aufsatz mit dem Titel «Grundrechte als Elemente der Wertegemeinschaft Schweiz–EU» 2014 die Meinung, dass sich der «Acquis Schweiz–EU auffällig unübersichtlich» präsentiere, er sei wenig systematisch aufgebaut. Naturgemäss habe sich das Feld der durch die Verträge abgedeckten Sachbereiche stetig ausgeweitet; die Abkommen regelten längst nicht mehr nur eng definierte Sektoren, und das gelte auch mit Blick auf weitere Verhandlungsdossiers. Er legt dar,

dass das Recht der Schweiz allmählich europäisiert werde, dass dieser Vorgang aber wenig systematisch erfolge. Zum Teil würden in den bilateralen Verträgen die entsprechenden EU-Bestimmungen sinngemäss oder gar wörtlich aufgenommen, zum Teil verweise man direkt auf EU-Rechtsakte.

Diese Verträge führten stellenweise zu einer weitgehenden Integration in den Binnenmarkt; bemerkenswert findet er aber, dass klassische Grundrechte, wie sie in der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) oder in der Grundrechtecharta der EU formuliert seien, nicht zur Sprache kämen. Die bilateralen Verträge enthielten keine Grundrechtskataloge und würden auch nicht auf die EMRK oder die EU-Grundrechtecharta verweisen. Nur punktuell fänden sich in den bilateralen Regelungen Hinweise auf Grundrechte, etwa in den Präambeln der Schengen/Dublin-Abkommen. Oesch stellt die Frage,



*Kompromiss zwischen Interessengruppen:*



weshalb in den Bilateralen der Grundrechte-Überbau fehle, ob es da ein «Grundrechte-Vakuum» gebe – und kommt dann zur Antwort, dass dem gar nicht so sei. Anhand von drei Beispielen zeigt er, wie bei der Auslegung der bilateralen Verträge Grundrechtsfragen hineinspielen.

**1. Familiennachzug:** Dies betrifft das Freizügigkeitsabkommen von 1999, das die Personenfreizügigkeit regelt. Welche Personen gelten als nachzugsberechtigte Familienangehörige? Vieles ist im Abkommen selber geregelt, aber es kann die Frage auftauchen, ob dabei auch der Anspruch auf das Grundrecht auf Achtung des Privat- und Familienlebens zu beachten ist.

**2. Asylwesen:** Gemäss den Dublin-Regeln müssen Asylbewerber im ersten Vertragsland, in dem sie registriert werden, das Prüfverfahren durchlaufen. Nachdem der Ansturm von Flüchtlingen das Asylwesen in ganz Europa aus den Fugen gebracht hatte, standen die Behörden immer wieder vor der Frage, ob sie Flüchtlinge in das Erstkunftsland zurückschicken sollen. Und oft kam als Argument dagegen der Verweis auf das Grundrecht, dass unmenschliche und erniedrigende Behandlung verboten sei.

**3. Fluggastrechte:** Das bilaterale Luftverkehrsabkommen von 1999 ist so angelegt, dass darin auch die EU-Fluggastrechte-Verordnung verbindlich ist. Diese garantiert den Passagieren gewisse Mindestrechte bei Nichtbeförderung gegen ihren Willen, etwa Übernachtungen oder Verpflegung. Nach dem Ausbruch des

### Der EU-Grundrechtekatalog geht bei wirtschaftlichen Grundrechten weit über die EMRK hinaus.

isländischen Vulkans Eyjafjallajökull 2010 fiel der Flugverkehr in Nordeuropa eine Woche lang aus, und es entstanden Streitereien um die Regelung von Ansprüchen der Passagiere. Flugunternehmen machten zur Abwehr von Ansprüchen die Grundrechte Wirtschaftsfreiheit und Eigentumsgarantie aus der EU-Grundrechtecharta geltend, während sich die Passagierseite auf das Grundrecht des Konsumentenschutzes berief.

Und wie gingen die Kraftproben aus? Summarisch lässt sich sagen: Die höchsten Gerichte der Schweiz und Europas – Bundesverwaltungsgericht und Bundesgericht sowie der Europäische Gerichtshof (EuGH) und der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) ticken

ähnlich. Nach Oesch's Ausführungen erfolgen ihre Auslegungen des bilateralen Rechts beziehungsweise des EU-Rechts jeweils unter Berücksichtigung der Grundrechte, bei Entscheiden zu Asylrückschaffungen oder Familiennachzug werden die EMRK oder die EU-Grundrechtecharta berücksichtigt. Im Fall der Flugpassagiere fiel der Entscheid (ohne Schweiz) zugunsten des Konsumentenschutzes.

Die Antwort auf die Frage nach einem allfälligen «Grundrechte-Vakuum» in den Bilateralen erscheint also klar: Die Grundrechte schwingen bei der Auslegung stark mit, oder bildlich ausgedrückt: Die Kabel führen tatsächlich einen zusätzlichen, etwas verborgenen Draht. Oesch sieht bei der Entwicklung des bilateralen Grundrechte-Fundus zwei Stufen. Im Zentrum steht die EMRK, bei der die Schweiz Mitglied ist, die EU nicht. Als Ergänzung sieht er die EU-Grundrechtecharta, vor allem im Zusammenhang mit Personenfreizügigkeit, Luftverkehrsabkommen und Schengen/Dublin.

Dies ist für die Schweiz eine brisante Entwicklung, denn der EU-Grundrechtekatalog geht vor allem bei wirtschaftlichen Grundrechten weit über die EMRK hinaus. Was altgediente Europapolitiker um die Jahrtausendwende unter dem Vorsitz des ehemaligen deutschen Bundespräsidenten Roman Herzog als Grundrechtekatalog zusammengestellt hatten, hat wenig mit Überlegungen zu einer freiheitlichen Ordnung zu tun. Der Katalog entstand eher aus einem Kompromiss zwischen Dutzenden von Interessengruppen, die für ihre Spezialwünsche kämpften.

Die Grundrechtecharta der EU umfasst 54 Artikel, die in sieben Kapitel gegliedert sind. Zuerst kommen die Artikel, die die Würde des Menschen schützen sollen, dann Freiheitsrechte. Das dritte Kapitel mit dem Titel «Gleichheit» gilt unter anderem der Gleichheit vor dem Gesetz, der Gleichheit von Männern und Frauen, aber auch dem Recht auf Bildung, Recht auf Arbeit, der unternehmerischen Freiheit, dem Recht auf Eigentum oder der Integration behinderter Menschen. Am Schluss sind Bürgerrechte und justizielle Rechte notiert, aber vorher kommt der ganz schwere Brocken, das vierte Kapitel mit dem Titel «Solidarität», der eine Art Anspruchsinflation spiegelt.

Mehrere Artikel regeln den Anspruch der Arbeitnehmer auf Anhörung, Kollektivverhandlungen, Kollektivmassnahmen, Zugang zu einem Arbeitsvermittlungsdienst, Entlassungsschutz oder gerechte Arbeitsbedingungen. Es gibt einen Anspruch auf Familien- und Berufsleben, auf soziale Sicherheit und Unterstützung, Gesundheitsschutz und «Zugang zu Dienstleistungen von allgemeinem wirtschaftlichen Interesse», versehen mit der Floskel, dass dies den sozialen und territorialen Zusammenhalt der EU fördern soll. Selbst Umweltschutz und Verbraucherschutz gelten als Grundrechte. ○



Europäischer Gerichtshof für Menschenrechte, Strassburg.

# Schutz der Menschenrechte oder Europa-Ideologie?

Von Martin Schubarth — Es braucht ein Umdenken in den Köpfen der Strassburger Richter. Die Schweizer Selbstbestimmungsinitiative bietet eine Chance zum Erwachen.

Soll die Schweiz die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) kündigen? Die Selbstbestimmungsinitiative strebt tendenziell diesen Schritt an als Reaktion auf die seit Jahren am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) aufgrund seiner exzessiven Rechtsprechung zu Recht geübten Kritik. Allerdings ginge dieser Schritt zu weit. Auf Exzesse antwortet man nicht mit einem weiteren Exzess.

Die Zukunft der EMRK hängt wesentlich davon ab, ob es dem EGMR gelingt, sich mit den zahlreichen berechtigten Kritiken auseinanderzusetzen und ihnen hinreichend Rechnung zu tragen. Die Bedeutung der EMRK und des EGMR im Bereich der klassischen Menschenrechte hat sich in den letzten Jahren in mehreren Fällen gezeigt. Erinnerung sei an die drei faktischen Verurteilungen des CIA für seine menschenverachtenden Folter- und Entführungspraktiken und an die Verurteilung von Russland auf Klage von Georgien, ebenfalls wegen massiver Menschenrechtsverletzungen. Bedenkt man, wie aufwendig die Bearbeitung solcher Fälle ist und dass sich heute täglich massive Menschenrechtsverletzungen allein in Russland und auf der in krimineller Verletzung des Völkerrechts okkupierten Krim, neuerdings auch in der Türkei in Reaktion auf den Putschversuch ereignen, ist allerdings der Aufwand, den Strassburg mit «Lifestyle»-Menschenrechten betreibt, nicht nachvollziehbar. Trotzdem darf die verwöhnte Schweiz die EMRK, die in ihrem klassischen Anwendungsbereich grosse Bedeutung hat, nicht als solche in Frage stellen.

Worauf gründet sich die Kritik am EGMR? Der EGMR hat sich in unzulässiger Weise und methodisch unhaltbar vom Menschenrechtsgelände der EMRK entfernt. Es braucht deshalb ein massives Umdenken in den Köpfen der Strassburger Richter. Die Schweiz sollte sich bei der Wahl der Strassburger Richter vermehrt dafür einsetzen, dass nur Leute mit einer grossen praktischen Erfahrung und mit Respekt vor den demokratisch legitimierten nationalen Rechtsordnungen in den Gerichtshof gewählt werden. Über ein Drittel der Richter sind letztes Jahr neu gewählt worden. In der Schweiz hat man davon keine Notiz genommen. Hier hätte sich der SVP, die nicht weniger als fünf Leute in das Wahlgremium, die parlamentarische Versammlung des Europa-

rates, delegiert, die Gelegenheit geboten, sich für eine vernünftige Neubesetzung der Richterstellen einzusetzen.

EMRK-Recht ist in weiten Teilen nicht mehr Staatsvertragsrecht, sondern Richterrecht. Die Problematik betrifft deshalb entgegen der Selbstbestimmungsinitiative nicht das Verhältnis von Völkerrecht und Landesrecht, sondern das Verhältnis zwischen einem gesetzgebungs-usurpatorischen Richterrecht und der politischen, also der demokratischen Gesetzgebung. «Die Praxis des EGMR bedroht im Namen der Menschenrechte das Legalitätsprinzip und damit einen zentralen Pfeiler des Rechtsstaats» (Hansjörg Seiler). Der Sache nach geht es um das gleiche Problem, das auch in der EU auftritt und dort zu Zerfallserscheinungen, besonders deutlich geworden durch den Brexit, führt: Wie verhält sich die europäische Integration zur Demokratie?

## Vorgehen ohne Rechtsgrundlage

Allerdings mit dem Unterschied, dass die Integration, die der EGMR aufgrund einer sich erteilten Selbstermächtigung vorantreibt, auch nicht ansatzweise von den nationalen Institutionen, insbesondere den nationalen Parlamenten, mitgetragen oder gar mitgestaltet würde. Was zutreffend über den Gerichtshof der EU gesagt wird, nämlich dass er nie ein normales Gericht war, sondern die Vertiefung der europäischen Integration als seine Zielvorgabe be-

## EMRK-Recht ist in weiten Teilen nicht mehr Staatsvertragsrecht, sondern Richterrecht.

trachtet (Peter Graf Kielmansegg), gilt auch für den EGMR: Der EGMR ist kein normales Gericht, sondern er hat sich ohne Rechtsgrundlage und unter Umgehung der nationalen Gesetzgeber tendenziell eine europäische Rechtsvereinheitlichung zur Zielvorgabe gemacht. Typisch für diese ideologische Grundhaltung ist eine Äusserung des früheren Präsidenten des EGMR, Dean Spielmann: «Nos arrêts ont changé le droit en Europe. Aucun domaine n'échappe à l'influence de la convention.»

Im Bereich des Namensrechts wird die Problematik eines europäischen Richterrechts ohne Sensibilität für berechnete nationale Eigenheiten besonders deutlich. Im Span-

nungsfeld zwischen Einheit der Familie und Individualinteressen einzelner Familienmitglieder lassen sich schon auf nationaler Ebene keine glatten Lösungen finden; erst recht lassen sich keine europäisch vorgegebenen Lösungen entwickeln. Was der EGMR anrichtet, wenn er sich dennoch ohne Sachkunde in das nationale Recht einmischet, macht das Urteil Burghartz/CH von 1994 deutlich. Statt Rechtsfrieden zu stiften, hat dieses Urteil einen beinahe zwanzig Jahre andauernden Streit um das «richtige» Namensrecht ausgelöst. Dessen vorläufiges Ende (Gesetzesrevision von 2013) stellt in der wichtigen Frage des Familiennamens der gemeinsamen Kinder verheirateter Paare eine Abdankung des Gesetzgebers dar. Inzwischen zeigt sich, dass die Neuregelung, angeblich ein Erfolg der «Antidiskriminierung», faktisch zu Lasten der Frauen geht: 71 Prozent der Frauen haben den Namen ihres Mannes angenommen; die früher vor allem von Frauen gewählte Option des Doppelnamens besteht nicht mehr.

In Finnland wollten Eltern ihren Sohn Axl Mick (Anlehnung an die Popstars Axl Rose und Mick Jagger) nennen, Axl, abweichend von der finnischen Namenstradition Axel, ohne e, was in Finnland von allen Instanzen untersagt wurde. Darin sah der EGMR eine Menschenrechtsverletzung! Man kann hier eine andere als die finnische Auffassung vertreten. Aber wer hier von Verletzung von Menschenrechten spricht, entwertet den wirklichen Menschenrechtsschutz. Würde der EGMR in der Konsequenz seines Urteils auch ein Verbot des Vornamens Hitlerkie kassieren?

Ob und unter welchen Umständen die Kosten einer operativen Geschlechtsanpassung zu Lasten der Grundversicherung gehen, entscheidet das nationale Recht. Dafür eine Wartezeit von zwei Jahren vorzusehen, gibt es gute Gründe. Der EGMR glaubt es besser zu wissen! Er verurteilte die Schweiz in einem Fall, wo sich der Betroffene bewusst um die schweizerische Rechtsordnung foutiert hat, obwohl es kein Menschenrecht auf Leistungen aus der Grundversicherung gibt.

## Menschenrecht auf Hausbesetzungen

Vereine mit illegalem Zweck sind auf Klage aufzulösen. Hausbesetzungen sind illegal. Ein Verein, der solche Hausbesetzungen bezweckt, ist illegal. Der EGMR erfindet ein Menschenrecht auf illegale Hausbesetzungen und verurteilt die Schweiz wegen der Auflösung eines solchen Vereins!

Die Zusammensetzung des Richterkollegiums bildet ein zentrales Problem. Erwartet wird von den Kandidaten für das Richteramt, dass sie in Fragen der Menschenrechte besonders ausgewiesen sind. Tendenzial haben deshalb Menschenrechtsspezialisten ein Übergewicht im Gerichtshof auf Kosten derjenigen, die die Realität des Rechtsalltags kennen. Weshalb ein ausgewiesener Zivilrechtler, der nie zu den



*Unkritische Anbetung des Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte.*

Menschenrechten publiziert hat, kein valabler Kandidat sein soll, ist unerfindlich. Gerade ein Aussenstehender könnte dem Gerichtshof guttun. Die hier kritisierte Tendenz, sich im Namen der Menschenrechte und ohne die nötige Sachkunde in Bereiche einzumischen, die dem nationalen Gesetzgeber vorbehalten sein müssten, ist eine Folge dieser einseitigen Auswahl.

Die EMRK wurde geschaffen zum Schutz unverzichtbarer Menschenrechtspostulate. Aufgabe des EGMR ist es deshalb ausschliesslich, auf Individualbeschwerde oder Staatenklage eine Verletzung solcher unverzichtbarer Menschenrechte festzustellen. Nach dem ursprünglichen Konzept der EMRK, das nie in einem formell korrekten Verfahren geändert wurde, ist der EGMR deshalb kein europäisches Verfas-

---

### Die Zusammensetzung des Richterkollegiums bildet ein zentrales Problem.

---

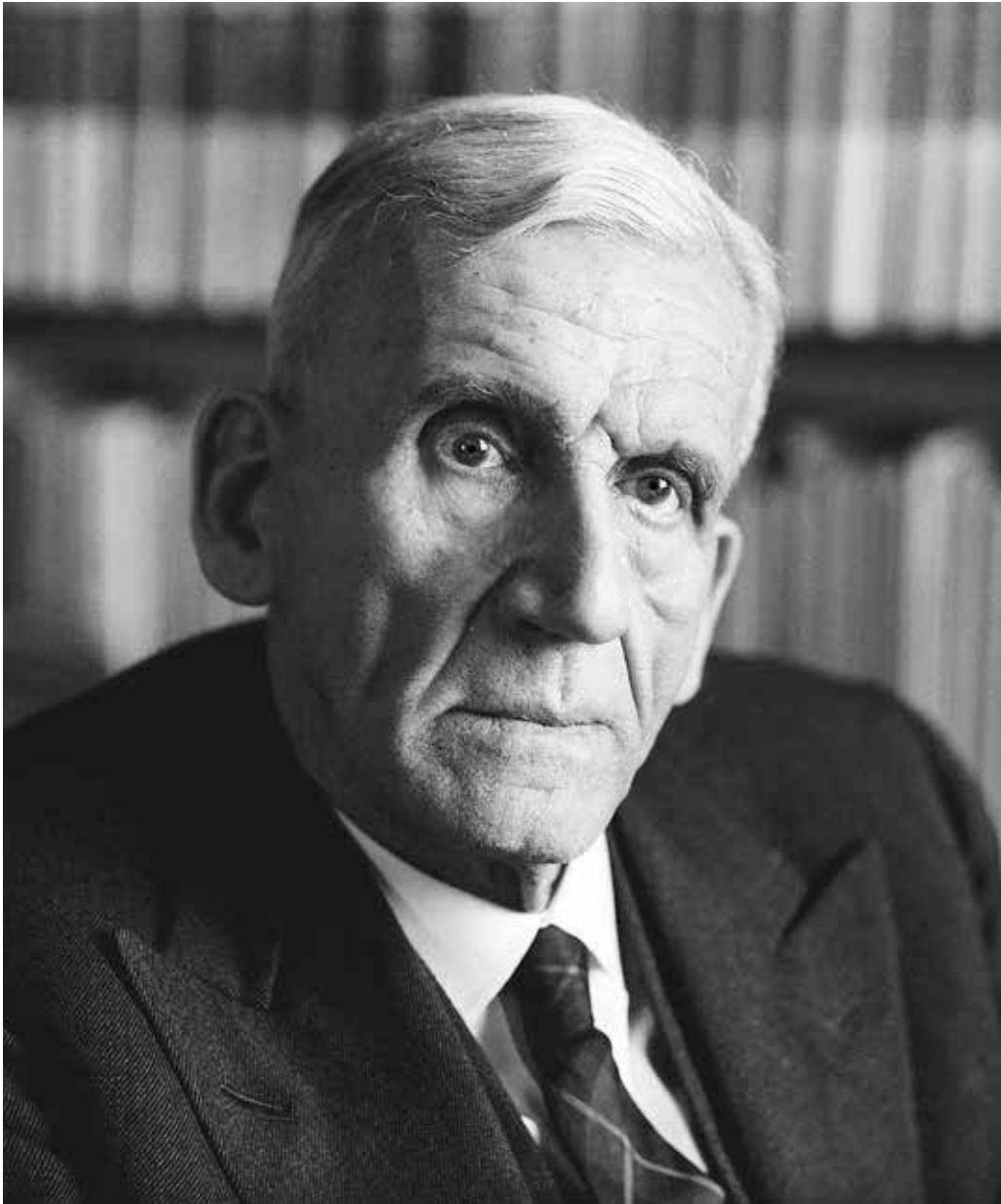
sungsgericht. Dennoch besteht in der Wissenschaft und auch innerhalb des Gerichtshofes die Tendenz, den EGMR zu einem europäischen Verfassungsgericht hochzujubeln.

Ein Verfassungsgericht setzt allerdings eine Verfassung voraus. Eine europäische Verfassung besteht aber nicht. Reduziert man eine angebliche europäische Quasiverfassung auf die in der EMRK garantierten Menschenrechte, zerstört man den Verfassungsgedanken. Eine Verfassung «verfasst» eben auch andere grundlegende Ordnungsprinzipien eines Staates, insbesondere die Regelung der Gesetzgebung. Eine Verfassung ohne Gesetzgeber ist keine Verfassung. Bereits daran scheitert die Hochstilisierung des EGMR zu einem Verfassungsgericht. Eine demokratische Rechtfertigung der Herrschaft internationaler Gerichte ist nicht möglich. Internationale Gerichte wie der EGMR entscheiden im Namen der sie tragenden Staaten. Demokratietheoretisch ist dies unzureichend, da sie nicht im Kontext einer funktionstüchtigen Legislative agieren. Das von ihnen geschaffene Recht ist von der Politik, Grundlage demokratischer Legitimation, abgekoppelt. Nationale Urteile können durch Änderung der Gesetzgebung korrigiert werden. Bei Urteilen des EGMR fehlt diese Möglichkeit.

Die schweizerische Wissenschaft erschöpft sich weitgehend in unkritischer Anbetung des EGMR. Der Kuss der Selbstbestimmungsinitiative müsste sie endlich aus diesem unwissenschaftlichen Dornröschenschlaf erwecken.

# Wer setzt das Recht?

Von Christoph Mörgeli — Der frühzeitige und laute Aufschrei der Eliten macht es deutlich: Bei der Selbstbestimmungsinitiative geht es um eine Frage von allergrösster Bedeutung. Richter und Politiker kämpfen um ihren Einfluss. Ihr Gegner ist das Volk.



«Einen einzig dastehenden Fall von Demokratie»: Staatsrechtsprofessor Giacometti.

Es handelt sich letztlich um die wichtigste Frage der Politik: Wer entscheidet in unserem Gemeinwesen? Sind es die Parlamentarier, die Bundesräte oder die Bundesverwalter? Sind es die Richter in Lausanne oder in Strassburg? Sind es die Funktionäre von Economiesuisse oder die blond-beziehungsweise grauhaarigen Aktivisten der Operation Libero? In der Schweiz ist diese Grundsatzfrage schon seit 700 Jahren in aller Deutlichkeit beantwortet. Der Bundesbrief von 1291 spricht von «Eidgenossen» («conspirati») und von «Leuten» der drei Talschaften. Im Bundesbrief von 1315 ist die Rede von «Eitgenozen» und «Eitgenossenschaft». Die

Bundesverfassung von 1848 spricht von «Rechten des Volkes» und «verfassungsmässigen Rechten der Bürger».

Mögen die Sowjetunion, China oder Nordkorea die Frage nach der Macht im Staate auch anders entschieden haben: In unserem Land ist das Volk beziehungsweise der Souverän von Volk und Kantonen die oberste rechtssetzende Instanz. Das Recht legitimiert sich nicht durch Recht an sich, sondern durch die Gesellschaft, die Gemeinschaft, den politischen Körper. Die bei uns herrschende Rechtsform hat weder die Rechtswissenschaft noch eine juristische Fakultät, weder ein Lehrstuhl für Verfassungsrecht

noch ein Richterergremium bestimmt. Vielmehr traf die Wahl unserer Rechtsform allein die politische Gemeinschaft der Bürger, genauer: deren demokratische Mehrheit.

Wenn eine Minderheit beginnt, das Recht zu setzen, bedeutet dies einen Staatsstreich, die Revolution oder gut zürichdeutsch: einen Putsch. Genau ein solcher ist eingetreten im Moment, als sich das Bundesgericht durch die Aushebelung von Volksentscheiden unter Verweis auf nichtzwingendes Völkerrecht faktisch

## Die Selbstbestimmungsinitiative beabsichtigt mitnichten, die Menschenrechte abzuschaffen.

zum obersten Bundesorgan machte. Nach wie vor ist nämlich davon auszugehen, dass sich die Bevölkerung als oberstes Staatsorgan betrachtet; jedenfalls ist eine anderslautende demokratische Entscheidung bisher nicht gefallen. Und niemand wird bezweifeln, dass die Schweiz mit dieser Staatsordnung mehr als gute Erfahrungen gemacht hat.

### Volksrechte geschmälert statt geschützt

Die Volks- und Standesvertreter in Bern haben ebenso wie die Bundesräte oder die Bundesrichter einen Eid auf unsere Bundesverfassung abgelegt. Als «Eidgenossen» sollten sie diesen Eid eigentlich ernst nehmen. Mit dem Zweckartikel der Bundesverfassung verpflichten sich unsere eidgenössischen Behörden, die «Rechte des Volkes» zu schützen. Doch im Alltag der praktischen Politik geschieht das Gegenteil – die Volksrechte werden laufend eingeschränkt. Die Unterschriftenzahl der Volksinitiativen soll erhöht und damit der Gebrauch dieses Volksrechtes erschwert werden. Das Parlament verfolgt Möglichkeiten einer «erweiterten» Ungültigkeitserklärung von Volksinitiativen ebenso wie Warnhinweise auf Unterschriftenbögen über angebliche Verletzungen von übergeordnetem Recht. Die National- und die Ständeräte wollen den Verfassungstext von angenommenen Volksinitiativen nicht umsetzen. Sie dürften in den kommenden Monaten einem Rahmenvertrag mit Anbindung an die EU zustimmen, welcher die Übernahme fremden Rechts und fremder Richter beinhaltet, also die Rechte des Volkes massiv beschneidet. Beide Kammern des Parlaments unterstützen die Ausweitung des Völkerrechts über den zwingenden Kerngehalt. Bundesrichter, die sich eid-

lich verpflichtet haben, die Rechte des Volkes zu wahren, begründen ihre Urteile mit der Berücksichtigung von Völkerrecht, an dem unsere Bevölkerung keinerlei Anteil nehmen durfte.

Die Abstimmung über die Selbstbestimmungsinitiative, also über die Frage, ob unser Landesrecht abgesehen vom zwingenden Teil generell über dem Völkerrecht steht, wird jenes Lager gewinnen, das glaubwürdiger aufzeigt, dass es das Bisherige wahrhaft. Denn eine Volksmehrheit – dies haben zahlreiche Abstimmungen bestätigt – ist zufrieden mit dem Status quo und will keine Änderung. Die Selbstbestimmungsinitiative beabsichtigt mitnichten, die Menschenrechte abzuschaffen, sondern sie verlangt, jenen verfassungsmässigen Zustand in der Schweiz wiederherzustellen, der bis vor wenigen Jahren selbstverständlich war. Den Gegnern der Initiative aber ist es mit viel Geschick gelungen, unsere verfassungsmässigen Zustände auf den Kopf zu stellen, ohne dass dies der Mehrzahl der Bürger bewusst geworden wäre. Darum können sie mit dem Finger auf die Initianten zeigen und sie bezichtigen, ihnen sei am Umsturz bewährter völker- und menschenrechtlicher Grundsätze gelegen.

### Grundsätze unserer liberalen Verfassung

Wie sehr sich die herrschende Verfassungslehre von heute von jener von vor sechzig Jahren unterscheidet, zeigt das Beispiel des Staatsrechtsprofessors Zaccaria Giacometti (1893–1970). Seine vielbeachtete Rektoratsrede an der Universität Zürich stellte der Bündner am 29. April 1954 unter den Titel «Die Demokratie als Hüterin der Menschenrechte». Giacometti äusserte dabei nicht seine persönlichen Wunschvorstellungen, sondern beschrieb als Liberaler die Grundsätze unserer liberalen Verfassung. Die heute geltende Bundesverfassung wurde lediglich «nachgeführt» und sah ausdrücklich keine Änderung im umstritte-

nen Verhältnis zwischen Landesrecht und Völkerrecht vor.

Damals, im Lichthof der Universität Zürich, führte Giacometti im Wesentlichen Folgendes aus: Die Menschenrechte seien als Errungenschaft des abendländischen Humanismus in erster Linie Freiheitsrechte der menschlichen Würde gegenüber der Staatsgewalt. Die staatsgewaltfreie Sphäre des einzelnen Menschen könne nur gewährt werden, wenn sämtliche Staatsorgane streng ans Recht gebunden seien: «Die Freiheit vom Staate führt zur Freiheit im Staat.» Wo der Mensch der staatlichen Zwangsordnung unterworfen ist, soll er diese Zwangsordnung wenigstens so weit wie möglich mitbestimmen können. Gewiss kann das Volk auch «falsch» entscheiden. Aber: «Fehlentscheide der freiheitlichen Demokratie wiegen um der Freiheit willen nicht schwer.»

Sind Volk und Volksvertretung als Verfassungsgeber auch Hüter der Menschenrechte? Dies werde, so Giacometti, aufgrund totalitärer Erfahrungen mittlerweile international verneint, vor allem in unserem Nachbarland Deutschland, aber auch in Italien, Portugal oder Osteuropa mit ihrer entsprechenden diktatorischen Vergangenheit. Der Trend gehe in Richtung Verfassungsgerichtsbarkeit (und später in Richtung internationale Menschenrechtskonventionen). Man wolle die Grund- oder Menschenrechte – die immer von Werthaltungen, liberalen, sozialistischen, katholischen, protestantischen, kurz: unobjektiven Überzeugungen geprägt seien – über die Verfassung stellen; eine im schweizerischen Verfassungsstaat unvorstellbare Entwicklung, die den Rechtsstaatsgedanken ad absurdum führe. Denn es bestehe im Richterkollegium kein objektiver Prüfungsmaßstab; die Richter könnten aufgrund ihres selbstgewählten Gerechtigkeitsideals unsere noch immer relativ freiheitliche Verfassung aus den Angeln heben. Im Arsenal der Menschen-

rechte findet jede Weltanschauung, politische Richtung, Ideologie ihre geistigen Waffen.

### Freiheit als überlieferte Tradition

Volk und Volksvertreter, so führte Giacometti weiter aus, trügen als Nutzniesser der Freiheitsrechte die Garantie der Menschenrechte in sich selber. Sie könnten darum gar nicht deren Feind sein. Dem Volk als Träger der Freiheitsrechte sei das Wächteramt über die Menschenrechte wesensgemäss. Die Demokratie biete die grösste Chance der Freiheitsverwirklichung; sie sei jene Staatsform, welche die Freiheitsrechte am besten schütze. Voraussetzung dazu müsse allerdings sein, dass die Freiheitsidee bei den Bürgern wirksam sei, dass freiheitliche Wertvorstellungen herrschten, dass eine freiheitliche Tradition bestehe. Diese Überlieferung ist durch eine unkontrollierte Zuwanderung – namentlich durch Menschen mit völlig anderen Wert- und Rechtsvorstellungen – aufs Höchste gefährdet. In unserem Land, so meinte damals der Rektor der Universität Zürich, werde der Schatz an freiheitlichen Einsichten von Generation zu Generation weitergegeben; die Mitbürger müssten sich diese aneignen, ja, sie erkämpfen. Freiheitliche Erziehung, Erfahrung und Bewahrung schüfen jene freiheitliche Atmosphäre, in der die Demokratie die beste Hüterin der Menschenrechte sei.

Nicht zuletzt aufgrund der ausländischen Erfahrungen mit roten und braunen Machthabern und deren Liebedienern unter den Richtern und Rechtsprofessoren fürchtete sich Zaccaria Giacometti nicht im Geringsten vor einer «Allmacht» des Volkes: «Die Schweiz bildet einen einzig dastehenden Fall von Demokratie, wo das Volk als Gesetzgeber selbst Hüter der Menschenrechte ist, und sie erbringt damit in schönster Weise den lebendigen Beweis der Existenzmöglichkeit eines echten, eines freiheitlichen demokratischen Staates.» ○

**bb** business broker  
Erfolgreich in die Zukunft

Business Broker AG  
Florastrasse 44 CH-8008 Zürich  
T +41 (0)44 420 11 11 info@businessbroker.ch

	Umsatz:	Preis:
Beratungsunternehmen mit hochqualifizierten Mitarbeitern	CHF 702'600.–	CHF 450'000.–
Reinigungsunternehmen - seit Jahrzehnten erfolgreich!	CHF 1'591'000.–	CHF 480'000.–
Gefestigte Consulting-Firma in attraktiver Nischenposition	CHF 814'000.–	CHF 850'000.–
Etabliertes und margenstarkes Handelsunternehmen	CHF 2'097'000.–	CHF 1'980'000.–
Innovative und designaffine Textil-Handelsfirma mit Zukunft	CHF 159'800.–	CHF 700'000.–
Renommierete Möbelmanufaktur mit besten Referenzen	CHF 1'403'000.–	CHF 750'000.–
Verpackungsspezialist mit herausragender Wachstumsstory	CHF 3'472'000.–	CHF 2'250'000.–
Etablierter Torsystem-Monteur im Grossraum Zürich	CHF 607'000.–	CHF 250'000.–
Traditionsreiche Druckerei mit breitem Dienstleistungsspektrum	CHF 1'335'000.–	CHF 625'000.–
Umsatzstarke Apotheke in der Nordostschweiz	CHF 1'900'000.–	CHF 450'000.–
Cross-media Agentur mit formidablen Referenzen	CHF 2'752'000.–	CHF 1'890'000.–
Verlagshaus mit eigener Werbeagentur	CHF 655'000.–	CHF 680'000.–

www.businessbroker.ch

## Schnellmerker

Von Henryk M. Broder —  
Der Vizekanzler wagt es, die  
Kanzlerin zu kritisieren.



Wenn ich die Berichte in den Nachrichten nicht völlig missverstanden habe, finden regelmässig Kabinettsitzungen statt, an denen alle Minister unter dem Vorsitz der Kanzlerin teilnehmen. Dabei sitzen Angela Merkel (CDU) und der Vizekanzler Sigmar Gabriel (SPD) an einem grossen Tisch, nicht nur nebeneinander, sondern einander herzlich zugewandt. Sie witzeln und lachen wie zwei Teenager bei einem Date. Einmal im Jahr begibt sich die ganze Regierung zu einer zweitägigen Klausur auf Schloss Meseberg, dem Gästehaus der Bundesregierung, siebzig Kilometer nördlich von Berlin. Dort, in ländlich-idyllischer Umgebung, wird zusammen gegessen und gegrillt wie auf einem Betriebsfest. Und das Bundespresamt sorgt dafür, dass die gute Stimmung nach aussen «kommuniziert» wird. Zuletzt war das Ende Mai dieses Jahres so, also vor drei Monaten.

Bei all diesen formellen und informellen Treffen kommt der Vizekanzler offenbar nicht zu Wort. Will er etwas zu der Politik von Angela Merkel anmerken, muss er in die Öffentlichkeit gehen, damit es alle mitbekommen. Erst vor ein paar Tagen gab Gabriel ein Interview, in dem er die Kanzlerin für ihren zum geflügelten Wort geronnenen Satz: «Wir schaffen das!», kritisierte. «Eigentlich muss der Satz lauten: <Wir machen das!> Wir haben unendlich viel Zeit verloren. Einfach mal sagen: <Wir schaffen das>, und dann die Sache einfach laufen lassen ist ein grosser Fehler gewesen.»

Elf Monate und zwei Wochen nachdem die Kanzlerin bei ihrer Sommerpressekonferenz am 31. August 2015 gesagt hatte: «Wir schaffen das, und dort, wo uns etwas im Wege steht, muss es überwunden werden, muss daran gearbeitet werden», stellte ihr Vertreter fest, dies sei ein «grosser Fehler» gewesen. Sie hätte «Wir machen das!» sagen sollen, dann sähe heute alles anders aus.

Ja, der Vizekanzler ist nicht nur ein Schnellmerker, er ist auch ein brillanter Analytiker. Warum nur brauchte er elf Monate und zwei Wochen, um die Kanzlerin auf ihren semantischen Fehler aufmerksam zu machen. Hätte er nicht früher intervenieren können, um Unheil vom deutschen Volk abzuwenden? Doch. Mögen hätt' er schon wollen, aber dürfen hat er sich nicht getraut.

## Die Kirche von Sankt Doris

Von Silvio Borner — Wundersame Energievermehrung,  
Pilgerflüge nach Dubai und sehr viele Propheten – eine neue  
Religion hat die Schweiz erfasst: die Nachhaltigkeit.

Gepredigt wird sie vor allem von der Energie- und Umweltministerin und ihren kirchenähnlichen Bundesämtern für Umwelt (Bafu) und Energie (Bfe). Dazu kommt eine gutorganisierte, sektenhafte Glaubensgemeinschaft aus WWF, Greenpeace, Cleantech, Energie Schweiz. Mit von der Partie sind aber auch staatsnahe Betriebe wie SBB, Post oder selbst Swisscom sowie opportunistische Privatfirmen.

Der Begriff «nachhaltig» kommt im sechzigseitigen Bericht des Bundesrats 301-mal vor, wird aber wie in allen Religionen so wenig präzisiert wie etwa Himmel und Hölle. Wie jede Religion braucht auch die Nachhaltigkeit eine Hölle. Der böse Mensch versündigt sich an der friedlich-harmonischen Natur durch einen grössenwahnsinnigen Fussabdruck. Damit lenkt er unsere Mutter Erde in Richtung Untergang – durch Überhitzung des Klimas und andere Umweltzerstörungen sowie Ressourcen-Erschöpfung. Die neuen Gebote lauten daher: CO<sub>2</sub>-Reduktion auf null, Fussabdruck von eins. Jeder soll mit 2000 Watt auskommen. Gnügsamkeit im Konsum, Bio-Food, Veganismus und überhaupt durchgehend nachhaltige Lebens- und Verhaltensweisen.

### Strom bei Vollmond

Statt Engeln schwebt heute während 500 Tagen eine «Solar Impulse» am Himmel. Statt übers Wasser zu laufen, fliegt Piccard nur mit Sonnenstrahlen, die bekanntlich keine Rechnung schicken. Man fragt sich nur, weshalb das dann gegen eine halbe Million Franken pro Tag kostet. Der ABB-Chef präsentiert sein eigenes Wunder: die Stromproduktion mit Mondlicht. Mit einem Quadratmeter Panelfläche können wir nämlich in jeder klaren Vollmondnacht immerhin vier 100-Watt-Lampen zum Leuchten bringen. Diese sollen uns wie der Stern von Bethlehem die Drei Könige zur Wiege einer Wunder-Technik führen. Und die UBS verbreitet die Kunde, dass Investitionen in Sonne und Wind marktfähig werden. Bis es so weit ist, braucht man halt noch ein wenig Ablassgeld von den Konsumenten und Steuerzahlern. Statt einer wundersamen Brotvermehrung wird in den «Hütten von Brütten» mehr Energie erzeugt als verbraucht. Kein Wunder, dass Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) an diese Wunderstätte gepilgert ist, um auch uns auf den rechten Weg zu weisen. Geschenk: der Pilgerflug nach Dubai an diesem «super Tag für die Schweiz».

Die Migros will uns mit der obersten Predigerin Sankt Doris, sowie ihrem Propheten vom WWF eine nachhaltige Konsumbekehrung verpassen. Die Migros ist glaubwürdig, weil sie allein für ihr grösstes Solarwerk nicht nur den Zuspruch der Gläubigen bekommt, sondern auch noch gegen zwei Millionen pro Jahr an «Einspendevergütungen» abkassiert. All das ist eben moralisch gut. Wer braucht bei all dieser Bio-Ideologie noch wissenschaftliche Biologie, die beweist, dass Pestizide gegen Mücken oder GVO-Reis Millionen von Menschen vor dem Tod durch Malaria oder Hunger bewahren könnten?

Die gewissenlos-profitgierigen Multis sollen mit einer Konzernverantwortungsinitiative zur Nachhaltigkeit verpflichtet werden. Auch wenn Greenpeace inzwischen schon Millionen von Menschenleben auf dem Gewissen hat, kämpft sie für den richtigen Glauben an

Nachhaltigkeit. Die spanischen Inquisitoren wollten ja auch nur das Beste für ihre zu Tode gequälten Opfer. Die «Hütten von Brütten» sind ausser beim CO<sub>2</sub> im Vergleich zu herkömmlichen Häusern gigantische Ressourcen-Verschleuderer. Ein einfaches Holzhaus mit Holzheizung und Atomstrom ist ebenfalls praktisch CO<sub>2</sub>-frei, aber unvergleichbar umweltschonender, weil es keinen wahnwitzigen Wasserstofftank, chemischen Solarmantel und Batteriespeicher aus Lithium sowie kein gefährliches Isoliermaterial benötigt.

Bewährte Lebensweisen werden angesichts der moralisch «guten» Nachhaltigkeit gegenüber der «bösen» Wirtschaftlichkeit zu Sünden erklärt. Anderslautende wissenschaftliche Erkenntnisse sind ketzerisch. Wie war das doch schon mit Galileo Galilei! Wie «unfehlbare» Religionsführer haben auch Diktatoren die Wissenschaft schon immer unter das Joch ihrer Ideologien wie des Nationalsozialismus oder des Kommunismus gezwängt. Aber jetzt soll ausgerechnet in der schweizerischen direkten Demokratie ein quasireligiöser Ökologismus die Freiheit von der wissenschaftlichen Forschung bis hin zur persönlichen Lebensgestaltung aushebeln? Wer die Nachhaltigkeitsbibel liest, kommt um die düstere Erkenntnis nicht herum, dass mit diesem neuen Glauben die Aufklärung (vordergründig) demokratisch in ihr Gegenteil verkehrt wird. Angesagt ist Bekehrung. Dafür ist fast jedes Mittel recht.



# Irische Vereinigungsträume

Von Hansrudolf Kamer — Die Nordiren hatten gegen den Brexit und für den Verbleib in der EU gestimmt. Nun werden alte Träume einer Vereinigung Irlands wach, genährt aus Mythen der Vergangenheit.



Mit dem «Projekt Furcht» hatten der damalige Premierminister David Cameron und die EU-Befürworter versucht, den Brexit abzuwenden. Zu den furchteinflößenden

Szenarien gehörte auch das Auseinanderbrechen des Vereinigten Königreichs.

Die Gefahr, sofern man davon sprechen will, besteht durchaus. Sie wird auch in London wahrgenommen. Es ist deshalb kein Zufall, dass Theresa May, die neue Tory-Premierministerin, sich kurz nach dem Brexit-Votum nach Edinburg und Belfast begab, um mit den beiden regionalen Regierungschefinnen, Nicola Sturgeon und Arlene Foster, die Modalitäten der Austrittsverhandlungen mit der EU zu diskutieren, de facto, um sie davon abzuhalten, das Vereinigte Königreich zu spalten.

Theresa May, eine *no-nonsense*-Politikerin, spielt auf Zeit. Sie will eine politische und wirtschaftliche Basis legen, um den Separatisten das Wasser abzugraben. Schottland wird sich gedulden müssen. Die Abstimmung vom September 2014 war eindeutig. Aber Nordirland? Hier gibt es praktische Probleme.

Kurz nach der Proklamation des Irischen Freistaates 1921 im Süden war eine Regelung getroffen worden, die es den Einwohnern des Nordens und des Südens erlaubte, praktisch ohne Kontrolle die etwa 500 Kilometer lange Landesgrenze zu passieren.

Während des Zweiten Weltkriegs und der «Troubles» in Nordirland wurde diese Reisefreiheit teilweise aufgehoben.

Doch seit dem Karfreitagsabkommen von 1998, das die Unruhen beendete, können Nordiren und Iren die Grenze wieder ohne Kontrolle überqueren. Da die Republik Irland in der EU bleibt, aber nicht Mitglied des Schengen-Raums ist, wird die innerirische Grenze post-Brexit zu einem Sonderfall.

Die Vereinigung Irlands geistert durch viele Köpfe. In der Republik treten alle namhaften Parteien für sie ein, mit mehr oder minder realistischen Vorbehalten. Sie ist oder wäre wichtiger als die Mitgliedschaft in der EU. Etwas vereinfacht: Der protestantische Osten Nordirlands um Belfast stimmte für den Brexit, die Katholiken im Westen waren dagegen.

Im imposanten Long Room des Trinity College in Dublin ist ein Exemplar der Proklama-

tion der Irischen Republik ausgestellt, die Padraig Pearse am Ostermontag 1916 auf den Stufen des Hauptpostamtes verlesen hatte.

Der Andrang der Besucher in diesem Sommer gilt jedoch vor allem dem «Book of Kells», das auch schon als das schönste Buch der Welt bezeichnet wurde. Das mit farbigen Ornamenten reich geschmückte Werk, das den lateinischen Text der vier Evangelien enthält, war im Kloster Iona um das Jahr 800 begonnen, in Kells beendet worden.

## Machtvolles Mahnmahl

Die Insel Iona liegt vor der Insel Mull an der Atlantikküste Schottlands. Der Kelte Kolumban hatte hier ein Kloster gegründet, von wo aus sich das Christentum über die Highlands ausbreitete. Doch wie Sean Duffy in seiner neuen Biografie über Brian Boru, den ersten Hochkönig ganz Irlands, schreibt, waren die keltischen Skoten, die Schottland den Namen gaben, eigentlich Iren.

Brian Boru gehört zu den irischen Mythen, die seit Jahrhunderten gepflegt werden. Er hatte sein Leben in der Schlacht von Clontarf verloren, und danach zerfiel Irland wieder in einen Flickenteppich sich befehlender kleiner Königtümer. Machtvolles Mahnmahl dieser Zeit ist der Königsfelsen von Cashel, quasi auf dem Weg von Dublin nach Limerick. Er war

lange Sitz der Könige von Munster, die ihren Hegemonialanspruch mit Hilfe des Christentums durchsetzten.

Lässt man nationale Leidenschaft und die blutige Geschichte weg, könnte ganz Irland auch zum Vereinigten Königreich gehören. Reisen auf der Grünen Insel vermitteln britisches Lebensgefühl: Man fährt links, manchmal auf halbsbrecherisch schmalen Strassen, die von hohen undurchsichtigen Hecken gesäumt werden.

Jeder zweite Flecken hat einen ansehnlichen Golfplatz und ein Pub. Die Iren sind freundlich, das Bier ist hervorragend, der Whisky ist es noch mehr. In den mystischen Wicklow-Bergen, in Nebel und Regen, spürt man direkt, wie es früher gewesen sein könnte. In einigen kleineren Städten und Dörfern trifft man auf geschlossene Fensterläden und auf Kleinbetriebe, die nach dem Höhenflug des «keltischen Tigers» dichtgemacht haben.

Der Traum, die Insel politisch zu vereinigen, lebt weiter. Nach der Brexit-Abstimmung spekulierten der irische Regierungschef Enda Kenny und der Führer der zweitstärksten irischen Partei, Fianna Fail, über die irische Einheit. Und Theresa May traf in Belfast auch Martin McGuinness, den ehemaligen Stabschef der IRA, der heute Stellvertreter der Regierungschefin Arlene Foster ist.

McGuinness als Reinkarnation von Brian Boru? Immerhin ist seine Partei, Sinn Fein, die einzige, die in den drei Parlamenten vertreten ist – in London, Dublin und Belfast. Noch letztes Jahr war Sinn Fein gegen die EU. Nun ist sie plötzlich für Brüssel und verlangt eine Volksabstimmung über eine Vereinigung Irlands.

Der Zweck heiligt die Mittel.



*Spiel auf Zeit:* britische Premierministerin May in Belfast.

## Kalter Kaffee, heiss serviert

Von Christoph Mörgeli

Es war der Knüller der letzten Woche. Über Tage füllte der Sensationsjournalist Christoph Lenz den *Blick* mit unglaublichen Enthüllungen: Ständerat Didier Berberat (SP) erhielt dank Bundesrat Didier Burkhalter (FDP) – einem Copain aus alten Neuenburger Tagen – ein Mandat als Sondergesandter in der Sahelzone. Diese Funktion übte bis dahin ein offizieller Botschafter aus. Bis Oktober dieses Jahres werden 200 000 Franken aus der Bundeskasse in die Tasche des sozialistischen Berufspolitikers geflossen sein.

Dabei müsste Ständerat Berberat in der Aussenpolitischen Kommission Burkhalters Departement kontrollieren. Der *Blick* schäumt: «Klarer Interessenkonflikt». «Neuenburg-Connection». Doch Fraktionschef Roger Nordmann verteidigt den Genossen. Dann melden sich SP-Kämpfer wider den Filz. Zum Beispiel Anita Fetz, die im Stiftungsrat von Pro Facile des Finanzjongleurs Dieter Behring sass und von diesem 25 000 Franken als Wahlkampfspende kassierte. Zum Beispiel Jean-François Steiert, der in der nationalrätlichen Bildungskommission wirkt und sich gleichzeitig als Lobbyist der Waadtländer Bildungsdirektion bezahlen lässt.

«Wegschauen – das tat die Politik in den fast drei Jahren, die seither vergangen sind.» Genau so wahr wäre dies: «Wegschauen – das tat der *Blick* in den fast drei Jahren, die seither vergangen sind.» Bis letzte Woche las man im Boulevardblatt keine Silbe über die unappetitliche Affäre Burkhalter/Berberat. Erstmals kommentiert wurde der Skandal am 7. November 2013. In dieser *Weltwoche*-Kolumne. Nummer 45. Seite 18. Hier wurde der Bruch der Trennung der Staatsgewalten angeprangert und an verfassungstreue Zeiten erinnert: «Eine Tätigkeit im Exekutivbereich war nicht vereinbar mit der Tätigkeit in der Legislative. Bundesräte durften nicht die angenehmen, befreundeten Parlamentarier hätscheln, bevorzugen, einstellen und besolden. Es gab keine Sonderparlamentarier.»

Es war der Kolumnist, der in der nationalrätlichen Aussenpolitischen Kommission (vergeblich) beantragte, es sei Berberats Mandat zu verbieten. Jetzt fühlt sich CVP-Präsident Gerhard Pfister hinters Licht geführt. Jetzt ruft der *Blick* die Staatskrise aus. Als der Kaffee heiss war, wollten sie ihn nicht anrühren. Bequemer ist es, drei Jahre später nach vollendeten Tatsachen die kalte Brühe aufzurühren.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Gerd Müller schießt Tore

Von Peter Bodenmann — Deutsche strömen dank Thomas Jordan zurück nach Bayern.



Damit die Menschen nicht mehr auswandern: CSU-Mann Gerd Müller will Marshallplan für Mali.

Die SVP-nahen wissenschaftlichen Prätorianer-Garden haben Thomas Jordan zur Aufgabe des – verglichen mit Dänemark – leicht zu verteidigenden Mindestkurses gezwungen. Die Kollateralschäden werden sichtbar:

1 — Dieses Jahr werden nur 2000 Deutsche mehr in die Schweiz einreisen als ausreisen. Vor drei Jahren waren es noch 15 000. Und Politikerinnen wie Natalie Rickli begannen damals öffentlich zu hyperventilieren.

2 — Immer mehr Eritreer wollen nicht in der Schweiz bleiben, sondern sich nach Deutschland durchtanken. Das neue Paradies liegt nördlich von Schaffhausen. Der Schengen-treue Ueli Maurer verhindert dies.

3 — Im Tessin nimmt die Zahl der Grenzgänger nicht mehr zu, sondern ab.

4 — Immer mehr über 50-Jährige suchen vergeblich einen Job. Die Umsätze im Detailhandel brechen ein. Viele mittelständische Unternehmen haben aufgegeben, andere stehen vor dem Aus. Selbst Nestlé jammert.

Wer seine Glaubwürdigkeit verloren hat, muss viel Geld drucken, um wenigstens den informellen Mindestkurs von Fr. 1.08 zu verteidigen. Dummheit hat ab und zu auch positive Nebenwirkungen:

**Positive Nebenwirkung 1** — Die SVP kämpft nicht mehr länger gegen eine EU-kompatible Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative. Deshalb werden jetzt mit dem Burkaver-

bot und den fremden Richtern die nächsten Sauen durch das Dorf getrieben. Gewinnen kann die SVP nur auf irrelevanten Nebenschauplätzen. Ärgerlich, aber nicht tragisch.

**Positive Nebenwirkung 2** — Der SVP-nahe Wirtschaftsprofessor Reiner Eichenberger fordert – um die Produktivität und Kaufkraft im Land zu erhöhen – die Einführung von europäischen Lebensmittelpreisen. Samt goldenen Fallschirmen für die Bauern. Genau gleich wie, noch etwas klausuliert, der Preisüberwacher.

**Positive Nebenwirkung 3** — Die Kosten für Bankdienstleistungen können und werden sinken. Der von der harten Rechten über alles verhätschelte Finanzplatz rutscht in Richtung Bedeutungsarmut.

**Positive Nebenwirkung 4** — Die Nationalbank hockt auf immer mehr selbstgedrucktem Geld. Noch weigert sie sich, dieses im Interesse der Schweiz anzulegen.

Der deutsche Entwicklungsminister Gerd Müller von der strammen bayrischen CSU fordert Investitionen von zehn Milliarden Euro für und in Afrika. Damit die Menschen aus Ländern wie Eritrea oder Mali nicht mehr auswandern wollen und müssen. Es ist höchste Zeit, dass die Nationalbank Christoph Blocher und Toni Locher beauftragt, mit einem 500-Millionen-Fonds Eritrea etwas auf die Beine zu helfen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Der Sonnenschutzfaktor der SRG

Von Kurt W. Zimmermann — Nie war die aberwitzige Sommerpause des Schweizer Fernsehens so aberwitzig wie im Sommer 2016.

Für die Journalisten war es der wichtigste Sommer seit dem Zweiten Weltkrieg. Nie seit dem Juli und August von 1945 waren Journalisten in ihrer Arbeit derart gefordert.

Der Terror in Nizza, der Putsch in der Türkei, der Brexit und seine Folgen, die Anschläge in Bayern, der Zustand der EU, Putin, Trump, Clinton und Aleppo. Der Sommer 2016 war derart dicht an Weltgeschichte, dass engagierte Journalisten für ihr Publikum Tag und Nacht im Einsatz waren. Sie wussten, dass ihr Publikum ihre Analysen und Erklärungen erwartete.

Besonders wichtig waren dabei die Journalisten der öffentlich-rechtlichen Sender. Denn bekanntlich, wie auch SRG-Generaldirektor Roger de Weck andauernd betont, garantiert nur der Service public die hohe Unabhängigkeit und hohe Qualität der Information.

Wo also waren die Journalisten unseres Service public während dieses Sommers von Nizza, Istanbul, London, Würzburg, München, Ansbach, Brüssel, Moskau, Washington und Aleppo?

Sie waren am Strand, an der Adria, auf Mallorca und an der Côte d'Azur. Sie waren kein journalistischer Faktor. Der einzige Faktor, der sie interessierte, war der Sonnenschutzfaktor. Sie lagen reglos auf dem Rücken.

Im Juli und August machte das Schweizer Fernsehen auch dieses Jahr Sommerpause. Die Gefässe, die Analyse und Hintergrund bieten könnten, wurden allesamt gestrichen. Es gab keine «Rundschau», keine «Arena», kein «Eco», keinen «Kassensturz» und keinen «Schawinski».

Das war so peinlich wie nie zuvor. Es war doppelt peinlich.

Zuerst einmal war es peinlich aus publizistischen Gründen. Auch die dümmsten Journalisten wissen heute genau, dass es in einer globalisierten Welt keine Ruhephasen mehr gibt. Die Sommerpause ist ein Relikt aus früheren nationalstaatlichen Strukturen, als sich ein Land für zwei Monate den Verzicht auf interne Politik leisten konnte. Man nannte es Sauregurkenzeit.

Das hat radikal geändert. Seit Ereignisse in Nizza und Istanbul und London und Brüssel und Aleppo direkte Folgen auch für die Schweiz haben, ist eine sommerliche Auszeit der Information nur noch anachronistisch.

Peinlich war es ebenso aus politischen Gründen. Vor etwas mehr als einem Jahr sagte das Volk hauchdünn ja zum neuen Radio- und TV-Gesetz. Seitdem muss jeder Haushalt und



Wo waren die Journalisten unseres Service public?

jedes Unternehmen eine Zwangsgebühr für die SRG bezahlen. Vor der Abstimmung trommelte die SRG, damit werde die einzigartige Leistung des halbstaatlichen Senders abgesichert. Häufig fiel als Argument das Wort vom «Informationsauftrag».

Der Auftrag bestand in den letzten zwei Monaten nun darin, während der einzigartigen Ballung von Grossereignissen an der Adria, auf Mallorca und an der Côte d'Azur zu liegen. Das war das Gegenteil der Versprechungen, die man dem Stimmbürger im Abstimmungskampf gemacht hatte. So deutlich wie im Sommer 2016 führten die nunmehr gesetzlich bezahlten SRG-Bediensteten ihrem TV-Publikum die Geringschätzung ihres Auftrags kaum je vor.

Es hätte nur eine Lösung gegeben. SRG-Chef de Weck hätte hinstehen müssen, um seine Leute vom Strand ins Studio zurückzurufen. Er hätte sagen müssen: «Unsere Zuschauer erwarten von uns eine hervorragende Informationsleistung. Die Sommerpause ist vorbei. Alle zurück an die Arbeit. Ab morgen wird wieder gesendet.»

De Weck hätte damit klargemacht, dass ihm intensive Information wichtiger ist als intensive Bräune. Er tat es nicht.

De Weck fuhr stattdessen an das Filmfestival in Locarno und dann ans Musikfestival nach Luzern. Er hatte einen angenehmen Sommer.

# Bumerang

Von Beatrice Schlag — Warum wussten wir das nicht früher?

Die französische Forscherin Odile Fillod wollte den Sexualkundeunterricht in den Schulen nicht neu erfinden. Sie wollte lediglich, dass Schüler das gemeinerweise meist nur als rosa



Winzknopf erkennbare Organ namens Klitoris in seiner ganzen Grösse sehen können. Deswegen liess sie es nach anatomischer Vorlage von einem 3-D-Drucker im Originalmass ausdrucken. «Das sieht», schrieb der *Guardian*, «eher wie ein Hightech-Bumerang aus.» Ich starrte den Bumerang ungläubig an. Das war eine Klitoris? Kein Wunder, macht das 3-D-Modell seit Juli weltweit Schlagzeilen. Erwachsene, die denken, sie wüssten über Sex dank Internet viel mehr, als sie je erfahren wollten, sind platt über seine Ausmasse. Leider gibt es in Kolumnen keine Bilder. Aber wenn Sie «fablab clitoris» googeln, werden auch Sie staunen.

Etwa zwanzig Zentimeter lang ist das Organ, länger als die meisten Penisse, die Frauen zu sehen bekommen. Und aus dem gleichen Gewebe. «Es ist wichtig», sagt Odile Fillod, «dass Frauen wissen, dass das Äquivalent zum Penis nicht die Vagina ist, sondern die Klitoris. Nur ist der grosse Teil davon innerlich. Aber Frauen haben Erektionen wie Männer. Und es ist gut, wenn sie eine mentale Vorstellung dessen haben, was in ihrem Körper passiert, wenn sie erregt werden. Die Geschlechter sind nämlich nicht sehr verschieden.» Nicht, dass Frauen nach One-Night-Stands nicht schon bisher gelegentlich vermuteten, dass sie ähnlich triebgesteuert sind wie Männer. Aber viele Frauen haben das Talent, sich Verliebtheit einzureden, um spontanen Sex mit Männern vor sich zu rechtfertigen. Weil, wie immer gesagt wurde, Frauen doch eher von Gefühlen als von Genitalien gesteuert werden. Der Sex ist dann oft nicht so lustvoll wie erhofft, weil, wie Odile Fillod sagt, «der Penis-Vagina-Kontakt es nicht brachte – wie es angesichts der anatomischen Gegebenheiten meist der Fall ist.» Nette Männer berücksichtigen zwar beim Sex auch den Knopf, aber eher aus Pflichtbewusstsein als aus Respekt vor einem ihrem Penis ebenbürtigen Organ. Das wird sich nicht sofort, aber in nicht allzu weiter Ferne ändern. Ab September gehört das 3-D-Modell in Frankreich zum Sexualunterricht für Primar- und Mittelschüler.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man seinem Coiffeur beichten, dass man letztes Mal bei einem anderen war, oder sollte man das lieber verheimlichen?

*Andreas Spieler, Andelfingen*

Meistens merkt der Coiffeur das ja sowieso. Ich jedenfalls kenne meine Haarschnitte und Farben und merke das sofort. Letztlich bleibt es der Kundin (oder dem Kunden) überlassen, ob sie das beichten will oder nicht. Ich persönlich will das gar nicht unbedingt hören, da ich kein Getratsche über andere mag. Wichtig ist ja nur, dass ich dann wieder einen noch besseren Job mache, damit sie nicht mehr fremdgehen muss. *Daniel Saner, Star-Coiffeur in Zürich*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«In der Regel passen sich Kinder sehr schnell an. Eltern vielleicht weniger.» *Rolf Leemann*

### Lernen mit Kopf und Herz

Nr. 32 – «Bersets gefährlicher Kampf gegen die Kantone»; Philipp Gut und Peter Keller über den Sprachenstreit des Innenministers

Die Ignoranz gewisser Politiker gegenüber bewährten Erfahrungswerten erstaunt mich immer wieder. Jüngstes Beispiel: Der unsägliche Generalangriff von Bundesrat Berset auf unser föderalistisch aufgebautes Schulsystem, mit welchem er landesweit das Frühfranzösisch zur Pflicht machen will. In einem Ostschweizer Provinzdorf durchliefen wir die Primarschule, in welcher uns vor allem die rechnerischen Grundbegriffe und die deutsche Schriftsprache so beigebracht wurden, dass wir im Kopf rechnen konnten und anständige Aufsätze sowie möglichst fehlerfreie Diktate abzuliefern in der Lage waren. Die Fremdsprachen Französisch (Pflichtfach), Englisch (Freifach), Italienisch (Freifach) und Latein (Freifach) folgten erst in der anschliessenden Sekundarschule. So hatten wir nach Beendigung der gesetzlichen Schulpflicht jenes mathematische und sprachliche Rüstzeug gründlich intus, das jedem nach seinem Gusto eine solide Weiterbildung ermöglichte. Die damaligen Geografie- und Geschichtsstunden, die sich mehrheitlich mit der Schweiz befassten, waren es, die wesentlich zur Bildung unseres Zusammengehörigkeitsgefühls mit dem ganzen Land beitrugen. Die Schule damals war ein Erfolgsmodell, auch ohne Frühfranzösisch, Taschenrechner, Notebook und Computer! Warum also ändern, was sich jahrzehntelang bewährt hat? *Karl Bischofberger, Küsnacht*

Ich habe 45 Jahre lang auf Sekundar- und Universitätsstufe im In- und Ausland (neben anderem) Französisch und Italienisch unterrichtet. Ich kann mich nicht erinnern, dass Politiker je kompetente Praktiker um ihre Meinung gefragt hätten. Die Diskussion um das Frühenglisch ist noch lange nicht beendet. Vereinheitlichung zur Erleichterung von Wohnortswechsels zählt für mich nicht. Ist denn etwas schlecht, einfach weil es nicht einheitlich ist? In der Regel passen sich Kinder sehr schnell an. Eltern vielleicht weniger. Rein wirtschaftliche Argumente kennt man ja. Sie allein sprechen nie für ein Lernen mit Kopf und Herz. Die fachliche und psychologische Unbedarftheit bei politisch geführten Diskussionen um Sprachunterricht ist belämmernd. Nicht nur dann, wenn es um das Französische, Italienische oder Englische geht. Auch die immer wieder aufgetischte Mundartfrage wird auf inkompetente Art behandelt. Beleidigte Reaktionen aus der Romandie sind nicht begründet. Sie sind Ausdruck eines Mangels an Respekt vor ihren ehrlich ums Französisch be-



«*Spiel mit Ressentiments*»: *Weltwoche*-Titel.

mühten Eidgenossen. Der Blick aufs Ausland zur innenpolitischen Manipulation ist mir verdächtig. Das Spiel mit Ressentiments und Ränke ebenso. Mehr sprachliche Kompetenz, mehr Psychologie, mehr Philosophie und helvetisches Fingerspitzengefühl brächten eines: mehr Gelassenheit. *Rolf Leemann, Zürich*

### Form der Übertoleranz

Nr. 32 – «Schleierhaftes Burkaverbot»; Claudia Schumacher zum Verhüllungsverbot

Wie würde wohl die Reaktion ausfallen, wenn ein Mensch sich nackt im öffentlichen Raum bewegen würde? Wahrscheinlich würde er nach etwa einer Viertelstunde von der Polizei abgeholt und befragt. Dabei bewegt er sich doch in der natürlichsten menschlichen Form. Dies empfindet eine Mehrheit der Menschen jedoch als störend, und es ist in unserem Kulturkreis nicht angebracht. Auf der anderen Seite soll es ein Ausdruck von Toleranz sein, dass sich Frauen mit einer Nikab oder einer Burka durch den öffentlichen Raum bewegen dürfen. Dies entspricht meines Erachtens ebenfalls nicht unseren kulturellen Gepflogenheiten. Ich teile deshalb die Meinung meines SP-Parteikollegen Mario Fehr voll und ganz: Diese Form von Bekleidung gehört nicht in die Schweiz. Dies ist für mich auch eine Frage des Respekts gegenüber den kulturellen Gepflogenheiten eines Landes. In der Schweiz existiert im Übrigen auch ein Vermummungsverbot. Frauen, die Burkas und Nikabs tragen und tragen wollen, können dies gerne tun, nur

nicht in der Schweiz. Es scheint mehr und mehr eine Form der Übertoleranz oder der falschen Toleranz zu geben, diese kann in übersteigertem Ausmass auch zur Aufgabe von eigener Kultur und von Grundwerten führen. Vielleicht mag sich dies konservativ anhören, doch «vernünftig» scheint mir in diesem Kontext als Bezeichnung eher angebracht zu sein.  
*Pascal Merz, Sursee*

#### Gleichgeschaltete Melde-Kartelle

Nr. 32 – «Remedium blocheri»; Kurt W. Zimmermann über die Zeitungspläne von Christoph Blocher

Also ich wäre eine der ersten Abonnentinnen des Remedium blocheri, zumal ich eigentlich nach wie vor sehr gerne eine echte Zeitung in Händen halte und hierin sicher nicht alleine bin. Aber was ich da heute zu lesen bekomme, sind ja – ausser den Meldungen zum Inland – einfach dieselben, kaum redigierten Agenturmeldungen der weltweit unterwanderten und völlig gleichgeschalteten Melde-Kartelle.  
*Hanna Willmann, Basel*

#### Charakterfrage

Nr. 32 – «Wer hat Angst vor Donald Trump?»; Wolfgang Koydl über den US-Wahlkampf

Wolfgang Koydl bezeichnet die aussenpolitischen Ideen von Donald Trump als «vernünftig» und fragt, was an seinen Ideen so schrecklich sein kann. Aber keines der verwendeten Zitate («Propaganda-Getrommel») kritisiert Trumps Ideen an sich – die mögen ja vielleicht tatsächlich ganz vernünftig sein. Darum geht's aber nicht. Die Experten kritisieren die charakterliche Eignung Trumps für das Amt. Der Autor verwechselt da zwei ziemlich verschiedene Dinge.  
*Matthias Walti, Muri*

#### Rom und Brüssel

Nr. 32 – «Wahrnehmungswelten»; «Brief aus Berlin» von Thilo Sarrazin

Als Thilo Sarrazin sein Buch «Deutschland schafft sich ab» geschrieben hatte, wurde er in Deutschland in der Luft zerrissen. Auch von solchen, die sein Buch nicht gelesen hatten. Offenbar hat man, nicht nur in Deutschland, aber auch dort, ein paar wichtige Dinge nicht begriffen. Das einst grossmächtige Römische Reich ging aus drei Gründen unter:

1 — Unkontrollierte Einwanderung: Die Menschen ausserhalb des Römischen Reiches glaubten, in Rom wüchsen an den Bäumen Blätter aus Gold. Ebenso, dass die Strassen in Rom mit purem Gold gepflastert seien. Daran wollten sie natürlich teilhaben.

2 — Unter dieser ungebremsten Einwanderung brach das Sozialsystem zusammen.

3 — Die römische Elite war durch und durch dekadent und realisierte nicht, was da vor sich

ging. Ein Schelm, wer da an Frau Merkel und die Pausenclowns in Brüssel denkt.

*Jürg Aeschbacher, Moosseedorf*

#### Westliche Heuchelei

Nr. 32 – «Schlag in Putins Gesicht»; Kurt Pelda über den Krieg in Syrien

Des Autors Wortwahl entlarvt ihn als einen Soldaten des USA-Informationskrieges gegen Russland. Die Amerikaner sind eifersüchtig auf Putins Erfolge, statt gemeinsam mit ihm den IS zu bekämpfen. Der Autor motzt über russische, angeblich «grösstenteils veraltete Kampfflugzeuge», welche in Tat und Wahrheit hochpräzise moderne Luftangriffe fliegen und angeblich trotzdem «nicht das Zünglein an der Waage spielen können». Er unterschlägt dabei das erklärte Kriegsziel Putins: die völlige Vernichtung von IS-Terroristen. Dabei unterschlägt der Autor auch noch, dass Putin nicht ein Mann ist, der sich von auftretenden Schwierigkeiten vom Erreichen gesetzter Ziele abhalten lässt. Als russischer Präsident vertritt er ausdrücklich und ausschliesslich russische Ziele und macht das erst noch viel besser als die meisten westlichen Politiker, welche an ihrer eigenen Heuchelei scheitern («Der heuchlerische Westen», Peter Scholl-Latour, *Weltwoche* Nr. 51/52.13). Der Autor ignoriert auch, dass diese Terroristen, die zurzeit ziemlich erfolglos sind in Russland und die Schwäche der westlichen Terrorabwehr ausnutzen, neuerdings fast täglich Leute im Westen töten und dass Russland sehr hilfreich bei der gemeinsamen Abwehr dieser Gefahr wäre.

*Victor Lambert, Rickenbach Sulz*

#### Rätselhaft

Nr. 30/31 – «Denkanstoss Nr. 478»

Ich möchte nur wissen, wie viele Promille der Autor dieses Rätsels intus gehabt hat, da an zwei Orten Horizontale und Vertikale am Schnittpunkt nicht übereinstimmen können: H22 & 36 gegen V3 & 38.

*Bruno Inhelder, Spreitenbach*

#### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

## Einspruch

# Bessere Alternative

## Internationale Gerichte greifen in die Freiheit der Schweiz ein. Von Robert Nef

In der *Weltwoche* vom 11. August kritisiert der Zürcher Staatsrechtler und Rechtsphilosoph Andreas Kley die Selbstbestimmungsinitiative scharf. Mit Blick auf den Verfassungsgrundsatz «Das Völkerrecht ist zu beachten» kommt er zum Schluss, dieser sei keineswegs so auszulegen, dass «Völkerrecht vor dem Landesrecht stets Vorrang habe». Das ist einleuchtend, aber die gegenüber der Internationalisierung skeptischen Politiker haben es eben verpasst, damals beim Art. 5 Abs. 4 den Vorbehalt «sofern dieses nicht die Grundrechte und die politischen Rechte der Verfassung verletzt» anzufügen. Sie sahen nicht, dass unser Gemeinwesen in einer Weise mit der Entwicklung der völkerrechtlichen Staatengemeinschaft verknüpft ist, die bezüglich Völkerrecht einem unbegründeten Optimismus huldigt. Völkerrecht ist heute nicht das, was sich in gemeinsamem Rechtsempfinden global manifestiert, sondern das, was schlecht legitimierte Funktionäre in wenig transparenten Verfahren für allgemeinverbindlich erklären, um sich dann auf nationaler Ebene doch nicht daran zu halten. Es kommt deshalb zu einer Entfremdung zwischen dem internationalen Recht und den Rechtssubjekten. Sowohl das Bundesgericht als auch der Europäische Menschenrechtsgerichtshof üben immer weniger Zurückhaltung, wenn es um politische Grundfragen geht, die auf einer politischen Interpretation von Verfassungs- und Gesetzesgrundlagen beruhen. Der Ersatz der kantonalen und eidgenössischen Gesetzgebung durch internationale Normen und Vereinbarungen, die dann von internationalen Gerichten angewendet werden und direkt in die Freiheit der Schweizerinnen und Schweizer eingreifen, muss frühzeitig durch politisches Engagement und wissenschaftliche Kritik transparent gemacht werden. Diese Grundfrage wird von der Selbstbestimmungsinitiative thematisiert. Die gewählten Formulierungen sind nicht optimal und lösen nicht alle Probleme. Gegenüber der geltenden Praxis eines ziemlich unbeschränkten «Beachtens» und einer schleichenden Ausweitung des «zwingenden Völkerrechts» durch nationale und internationale Gerichte ist sie aber die bessere Alternative.

**Robert Nef** ist Publizist und ehemaliger Präsident des Stiftungsrates des Liberalen Instituts

# Kommunistenhochburg der Schweiz

In Le Locle produzieren grosse Marken edle Uhren für die Schönen und Reichen dieser Welt. Die Stadt wird entgegen dem Zeitgeist seit Jahrzehnten von den Kommunisten regiert. Ein Besuch.  
Von Hubert Mooser

Das Werbeplakat steht an zentraler Lage. Es zeigt das Bild des kubanischen Revolutionsführers Fidel Castro mit Glückwünschen zum neunzigsten Geburtstag des Máximo Líder. Das Plakat steht nicht etwa irgendwo in Havanna, sondern in Le Locle, in der letzten Kommunistenhochburg der Schweiz. Hier fabrizieren grosse Uhrenmarken wie Ulysse Nardin, Tissot, Cartier, Audemars Piguet, Montblanc und so weiter edle Ticker für den Weltmarkt.

Le Locle ist die Wiege der Schweizer Uhrenindustrie. Mitte des 18. Jahrhunderts verkaufte Teppichhändler Philipp DuBois erstmals eine Uhr ins Ausland, danach ging es wirtschaftlich bergauf. Die Region sei heute eine Art Silicon Valley der Uhrenindustrie, findet Thibaut Castella, der jüngste Spross des traditionsreichen Unternehmens Dixi, das in Le Locle seit über hundert Jahren auch Präzisionswerkzeuge für die Uhrenindustrie herstellt.

## Die Linke beherrscht das Terrain seit 1918

In Le Locle tickt auch die Politik anders: Seit sechzehn Jahren macht der Parti ouvrier et populaire, kurz POP, das welsche Pendant zur stalinistischen Partei der Arbeit (PdA), die Musik. Erst vor rund zwei Monaten waren Kommunalwahlen, sie endeten wie seit Jahren üblich mit dem Sieg des POP. Dahinter reihten sich die Freisinnigen, hinter den Freisinnigen die Grünen und Sozialisten. Die Galionsfigur der Kommunisten ist der 55-jährige Denis de la Reussille, der bei Wahlen Lichtjahre vor den übrigen Kandidaten liegt. Er ist nicht nur bei den Leuten beliebt, auch die Patrons der Uhrenfirmen schätzen seinen pragmatischen Stil.

Bevor er Politiker wurde, war de la Reussille ein talentierter Fussballer des FC Locle, der zeitweilig in der Challenge League spielte. Das ist wohl auch ein Grund dafür, dass ihn heute fast alle in Le Locle verehren wie den Säulenheiligen der Stadt, Daniel Jeanrichard, von dem die Legende sagt, er habe zu Beginn des 18. Jahrhunderts die Idee zur Herstellung von Uhren in der Region lanciert. Ob es stimmt, weiss man nicht, die Stadt setzte ihm aber vorsorglich vor der frisch renovierten Ancienne Poste ein Denkmal.

Von de la Reussille gibt es zwar in Le Locle keine Büste, aber die Einheimischen sagen liebevoll «Popcity», wenn sie über ihn und die Stadt reden. Dabei ist er seit den Wahlen im Juni nicht mehr Stadtpräsident. Das Stadtparlament hat nach sechzehn Amtsjahren

unter de la Reussille einen Systemwechsel beschlossen. Der Job wird nun im Jahresrhythmus von einem anderen Gemeinderat ausgeübt. Der erste Präsident der neuen Zeitrechnung ist Claude Dubois von der FDP, der sich in dieser Rolle erst noch zurechtfinden muss. Die Linke beherrscht das Terrain seit 1918, und den Freisinnigen steckt deshalb die Rolle als Opposition fast in den Genen. Waren es früher die Sozialisten, sind es jetzt die Kommunisten.

Die Machtteilung kann sich der POP leisten. Auch wenn Denis de la Reussille nicht mehr Präsident ist, bleibt er weiterhin in der Exekutive, und an ihm und seinem POP kommt in Le Locle ohnehin niemand vorbei. Das Büro des POP-Chefs ist im zweiten Stock des wuchtigen Hôtel de Ville, das auf unzähligen Pfählen aufgepflanzt ist wie die meisten Häuser in der Talsohle – weil der sumpfige Untergrund, auf dem Le Locle gebaut wurde, instabil ist.

Wie kommt es, dass Le Locle dem Zeitgeist trotzt und eine sichere Burg der Kommunisten bleibt? «Städte wie La Chaux-de-Fonds, Le Locle und Saint-Imier im Berner Jura sind traditionelle Arbeiterstädte, die seit hundert Jahren tendenziell links stimmen», sagt de la Reussille. Das politische Credo hat sich auch im Städtebau niedergeschlagen. Wie La Chaux-de-Fonds wurde auch Le Locle nach den Ideen

des Sozialismus und der Gleichheit erbaut. Nach verheerenden Bränden wurden beide Städte schachbrettartig angeordnet, schnurgerade kreuzen sich die Strassen im rechten Winkel. Le Locle ist eine Stadt ohne Hierarchien, ohne eigentliches Zentrum. Reiche Uhrenfabrikanten wohnten Haus an Haus mit den Arbeitern.

Das ist schon lange nicht mehr so. Die reichen Uhrenfabrikanten wohnen inzwischen nicht mehr in Le Locle, sondern in steuergünstigeren Gegenden. Zwischen den zwei Städten gibt es auch eine gewisse Rivalität: In La Chaux-de-Fonds herrschen die Sozialisten, in Le Locle die Kommunisten, beide Städte fanden jedoch im Juni 2009 als «Stadtlandschaft Uhrenindustrie» Aufnahme in der Unesco-Weltkulturerbe-Liste.

Im Falle von Le Locle haben die Entscheidungsgremien wohl ein Auge zugedrückt. Nicht nur, weil zu dem Zeitpunkt zahlreiche Teile der historischen Stadt am Verlottern waren. Geradezu scheusslich ist ein grünes Hochhaus über dem Einkaufszentrum. Der Turm erinnert an das grüne Hotel am Stadtplatz von Santa Clara auf Kuba, wo die bis heute sichtbaren Einschusslöcher von Che Guevaras Guerrilleros an den grössten Sieg der Revolutions-Ikone erinnern. De la Reussille ist eingestandenermassen ein grosser Bewunde-



Hinter den Fassaden tut sich wenig: Uhrenstadt Le Locle.



*Eine Art Säulenheiliger:* Ex-Stadtpräsident Denis de la Reussille.

rer Che Guevaras. Aber mit dem Turm hat er nichts zu tun. Der steht heute für die Kapitulation der Stadt vor der lokalen Immobilienlobby.

Die Machtbasis des POP ist die hohe Ausländerquote in Le Locle und das Stimm- und Wahlrecht für Ausländer. Fast jeder dritte Einwohner hat einen Migrationshintergrund. «Die Region war stets auf Arbeitskräfte aus dem Ausland angewiesen. Und diese Leute haben ihre politischen Einstellungen mitemigriert», sagt der POP-Chef. Seine Leute im Stadtparlament sind eine kunterbunte multikulturelle Truppe mit Vertretern aus Kamerun, Chile, Spanien und Italien. «Wir haben auch eine grosse kurdische Gemeinde, die traditionell progressiv wählt», wie sich de la Reussille ausdrückt.

### Die Sozialisten ausgehebelt

Dies erkläre aber nicht alles. Der POP gewinne auch bei nationalen Wahlen, wie seine Wahl in den Nationalrat gezeigt habe – und hier hätten die Ausländer kein Wahl- und Stimmrecht.

Wie keinem anderen in Le Locle gelingt es de la Reussille, die Empörung der Bürger auf seine Mühlen zu lenken. Überlegen sich Gemeinderäte eine Aufstockung der Arbeitspensen, was auch eine finanzielle Besserstellung be-

deutete (heute sind alle Gemeinderäte zu fünfzig Prozent angestellt), verteilen de la Reussilles Gefolgsleute sofort Flyer, um dagegen zu protestieren. Das gefällt den Leuten.

In Bern gehört de la Reussille der Fraktion der Grünen an. Warum die Grünen und nicht die SP? «Es gibt eine traditionelle Zusammenarbeit zwischen POP und Grünen in Neuenburg.»

Es gibt aber eben auch eine traditionelle Feindschaft zwischen den Sozialisten und

---

### Die Machtbasis des Parti ouvrier et populaire ist die hohe Ausländerquote in Le Locle.

---

Kommunisten. Und Denis de la Reussille, ob schon alles andere als ein Ideologe, hat die Gräben bei der Machtübernahme des POP in Le Locle eher noch vertieft. Er kam 1996 in den Gemeinderat, wo die Sozialisten seit Jahrzehnten das Sagen hatten. Der Stadt ging es finanziell wieder einmal schlecht, und die Sozialisten und Liberalen in der Gemeindeexekutive trieben ein Projekt voran, das eine Neuorganisation der Gemeindeverwaltung vorsah. Zentraler Punkt war die Kürzung der

Lohnmasse um fünf Prozent. Noch bevor die Pläne im Stadtparlament zur Beratung kamen, ging POP-Gemeinderat de la Reussille damit an die Öffentlichkeit und stellte sich gegen den Entscheid des Gemeinderates, dem er selber angehörte.

Er nahm auch an einem Streik und einer Demonstration des Gemeindepersonals gegen die Exekutive teil. Sozialisten und Liberale spuckten Gift und Galle, sie warfen de la Reussille vor, er habe das Reglement über die Kollegialität verletzt. Für den POP-Chef ging die Rechnung auf. Bei den darauffolgenden Wahlen gewann der POP die Kommunalwahlen, und de la Reussille übernahm als Stadtpräsident das Ruder. Der Senior-Chef von Dixi, Pierre Castella, der früher für die FDP im Kantonsparlament sass, sagt über ihn: Anders als die SP-Vertreter habe de la Reussille für eine rigide Haushaltsdisziplin gesorgt. Und die Zusammenarbeit mit der Gemeinde klappe hervorragend.

### Tissot ist der grösste Steuerzahler

Trotzdem sieht man der Stadt Le Locle den Reichtum nicht an, der in den Luxusuhrenmanufakturen auf den umliegenden Anhöhen und in den Unternehmen für Mikroelektronik

erarbeitet wird. Es sei das jahrhundertalte Schicksal von Le Locle, dass hier die mechanischen Uhren weltberühmter Luxusmarken erschaffen würden und anderswo abkassiert werde, sagte ein aus Luzern stammender Uhrmachermeister einmal gegenüber der *Zeit*.

Die steuerrelevanten Holdingsitze und Entscheidungszentren befinden sich in Genf, Paris und Biel. «Das mache es manchmal schwieriger und komplizierter», bestätigt de la Reussille.

Eine Ausnahme bildet Tissot, deren Manufakturen auf der Hochterrasse gegenüber dem Bahnhof nicht zu übersehen sind. Ausgerechnet ein Franzose holte den Sitz von Tissot von Biel nach Le Locle zurück. Als François Thiébaud vor rund zwanzig Jahren die Leitung übernahm, dachten viele, er mache hier bloss einen Zwischenhalt. Heute sind ihm alle dankbar. Er habe gemerkt, dass es bei Tissot unterschiedliche Kulturen gegeben habe. Die Arbeiter stammten aus Le Locle, die Verwaltungsangestellten aus dem Raum Neuenburg. Das habe ihn überzeugt, dass er alles an einem Sitz, in Le Locle, zusammenführen müsse. Heute würden alle an einem Strick ziehen. Tissot erwirtschaftet inzwischen einen Umsatz von über einer Milliarde Franken pro Jahr und ist mit Abstand der grösste Steuerzahler in Le Locle.

Aber was Tissot und andere Unternehmen in die Kasse von Le Locle zahlen, muss die Stadt in den kantonalen Finanzausgleich weiterleiten. «Le Locle ist Nettozahler», sagt Claude

---

## Damit sich ein Kinderarzt niederliess, mussten die Kommunisten bis nach Paris reisen.

---

Dubois, der neue Stadtpräsident. Er hat sein Büro nicht wie de la Reussille im imposanten Hôtel de Ville, sondern dahinter, vis-à-vis des Technikums von Le Locle, wo die Fachkräfte für die Uhrenbranche ausgebildet werden. Das Finanzamt sieht von aussen frisch renoviert aus. Für die Innenrenovation hat das Geld wohl nicht mehr ausgereicht. Im Gang vor dem Büro von Monsieur Dubois, freisinnig-liberal, fühlt man sich wie in einer Puppenstube, die Wände sind rosa gestrichen. «Das ist mir eigentlich nie aufgefallen», sagt Dubois. Der wirtschaftsliberale Dubois kämpft nun Seite an Seite mit dem Kommunisten de la Reussille für Korrekturen beim kantonalen Finanzausgleich.

Gemeinsam kämpfen die beiden auch gegen das schlechte Image von Le Locle an. Es gibt ein kollektives Trauma, seit vor fünf Jahren zuerst die Zeitschrift *Bilanz* und später auch die *Weltwoche* Le Locle zur schlimmsten Stadt der Schweiz ratete.

Das hohe Steuerregime der kommunistisch regierten Stadt war dabei ein massgeblicher



*Jahrhundertaltes Schicksal:* Uhrenarbeiter.

Aspekt. Le Locle reagierte zwar sofort, druckte eine Broschüre, in der man die eigenen Vorzüge hervorhob. Die Überschrift hatte es in sich. «Le Locle vous emmerde», was übersetzt in etwa heisst: Ihr könnt uns mal. «Hohe Steuern sind das eine», sagt de la Reussille. «Aber man muss das Ganze betrachten. Den Leuten bleibt mehr Geld im Sack, weil die Lebenshaltungskosten tief sind.» Jahrhundertalte Fabrikhallen – in der Deutschschweiz wären diese längst als luxuriöse Lifestyle-Lofts auf den Markt gelangt – stehen entweder ungenutzt leer oder gehen für wenig Geld weg. Im Zentrum von Le Locle gibt es frisch renovierte Vierzimmerwohnungen, 130 Quadratmeter, für knapp über 1200 Franken zur Miete, in der Ancienne Poste eine luxuriöse Loft für 1700 Franken. Der Kaffee an der Place du Marché, also an zentraler Lage, kostet 3.20 Franken. Das alles sei nicht in die Ratings eingeflossen, beklagt sich de la Reussille.

### Ärger mit den Grenzgängern

Le Locle kommt dennoch nicht vom Fleck. Die Stadt habe sich aber auch nicht wirklich um steuerkräftige Neuzuzüger bemüht, findet Unternehmer Pierre Castella. Die demografische Entwicklung der Stadt sei politisch gewollt. Der Niedergang hat eigentlich in den siebziger Jahren begonnen, als die Uhrenindustrie nach dem Siegeszug der Quarzuhren ins Hintertreffen gelangte. Die Branche hat sich seither wieder erholt, die Stadt dagegen nicht mehr ganz. Das lässt sich an der Einwohnerzahl ablesen. In den siebziger Jahren lebten hier über 14 000 Menschen, heute sind es knapp über 10 000. Niemanden zieht es wirklich nach Le Locle. Damit sich ein Kinderarzt hier niederliess, mussten die Kommunisten

bis nach Paris reisen. Damit ein Ärztekollektiv eine Praxis eröffnete, musste die Stadt für die Bankkredite bürgen.

De la Reussille und seine Kommunisten haben andere Prioritäten als Steuerreduktionen für Besserverdienende: den sozialen Wohnungsbau, kommunale Ergänzungsleistungen für Rentner und vor allem die forcierte Ansiedlung von Arbeitsplätzen, die man längst mit unzähligen Grenzgängern besetzen muss, weil die eigenen Manpower-Ressourcen für die 8000 Arbeitsplätze in Le Locle schon lange nicht mehr ausreichen. Laut Dubois werden 37 Prozent der Stellen in Le Locle heute von Grenzgängern besetzt. Das begeistert nicht alle Einwohner gleichermaßen.

Die Grenzgängerkolonnen, die sich durch die Stadt wälzen, bis zu 22 000 Fahrzeuge pro Tag, sorgen für ein wachsendes Unbehagen bei der lokalen Bevölkerung. Der Faden reisst eigentlich nie ab: Die Woche über stürmen die Franzosen an die Arbeitsplätze, am Wochenende stürmen die Eidgenossen die Supermärkte in Frankreich. De la Reussille kontert die Kritik mit dem Hinweis, die Stadt sei auf diese Arbeitskräfte angewiesen. Das bringe Le Locle auch Steuereinnahmen von sieben Millionen Franken pro Jahr. Den gleichen Betrag gibt die Stadt offenbar auch zur Bewältigung der Verkehrslasten aus. Von einem Umfahrungstunnel wagt man allenfalls noch zu träumen.

Seit den Ratings gibt sich Le Locle Mühe, wenigstens optisch besser dazustehen. Der über zwei Millionen teure Remontoir, ein Aufzug, der seit 2014 von der Stadt zum höhergelegenen Bahnhof führt und auf den alle stolz sind, ist ein Beispiel dafür. «Die Gemeinde unterstützt aber auch Hauseigentümer finanziell, welche ihre Hausfassaden renovieren», sagt Präsident Dubois. Aber hinter den Fassaden tut sich wenig. Das sieht man schon am Bahnhof, wenn man ankommt. Das Gebäude ist ein Bijou, davor gedeihen Palmen, als wäre man im Süden. Im Innern jedoch: gähnende Leere, als wisse man nicht, was man damit anfangen solle.

Genau so ideenlos operiert die Gemeinde beim Stadtmarketing. Le Locle vermarktet sich als Capitale mondiale de la Sainte Valentine, als Welthauptstadt der Liebe. Aus Popcity soll Lovacity werden. Was eine findige Reporterin der Zeitung *L'Impartial* zu einer Recherche über die Prostitution in Le Locle veranlasste. Die Zeitung fand heraus, dass Le Locle, gemessen an der Bevölkerungszahl im Kanton Neuenburg, die Stadt mit der höchsten Dichte an Prostituierten ist. Die Klientel bestehe hauptsächlich aus Grenzgängern auf dem Weg zur Arbeit. Die Damen bieten ihre Dienste auch in einem verlotterten Haus an der Place du Marché an – also dort, wo der POP-Genosse Fidel huldigt. Das erschüttert die Kommunisten nicht. In Le Locle sitzen sie fest im Sattel, auch wenn der Schuss mit Lovacity nach hinten losging. ○



Politik

## Wachsam sein

Der lange Arm von Erdogan reicht bis in die Schweiz. Seit dem Putschversuch wird Stimmung gemacht gegen regimekritische türkische Staatsbürger. Das geht nicht. Es besteht Handlungsbedarf.

Von Josef Dittli

Die Einflussnahme des türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdogan reichte schon vor dem gescheiterten Putschversuch bis in die Schweiz. Über bezahlte Imame wurde nach Erdogans Vorgaben auf die muslimisch gläubige Bevölkerung in der Schweiz eingewirkt. Nach dem Putschversuch hat die Beeinflussung eine neue Dimension erreicht: Als Teil von Erdogans Rachefeldzug wird Stimmung gemacht und gehetzt gegen regimekritische türkische Staatsbürgerinnen und Staatsbürger.

In militärischen Stabs- und Gesamtverteidigungsübungen wurde immer wieder trainiert, wie die Lage zu beurteilen ist und welche Massnahmen zu ergreifen sind, wenn eine in der Schweiz lebende ausländische Diaspora aus innenpolitischen Gründen in deren Heimatland gespalten wird und sich schwerwiegende Spannungsfelder aufbauen und aufbrechen. Die aktuellen Ereignisse in der Türkei und die Auswirkungen in der Schweiz und in Europa auf die hier lebende türkische Gemeinschaft zeigen, dass sich die Sicherheits- und Bedrohungslage verändert.

Der Militärputsch und die menschenrechtswidrigen Massnahmen des Präsidenten spalten auch die türkischstämmige Bevölkerung der Schweiz. Es ist unbestritten, dass sich seit dem Putschversuch die Erdogan-Anhänger auch in der Schweiz radikalisiert haben. Es ist weiter unbestritten, dass Anhänger des türkischen Präsidenten und Imame, die vom türkischen Religionsministerium finanziell getragen werden, aggressive Massnahmen gegen regimekritische Mitbürger und Mitbürgerinnen fordern. Das geht von physischen Bedrohungen bis zu wirtschaftlichem Boykott.

### Importierte türkische Innenpolitik

Die nationalistische Hetze der Erdogan-Partei AKP über Tarnorganisationen gegen besonnene Landsleute in der Schweiz ist Tatsache. Erdogan-Gegner sind nach Ankara zu melden und haben bei einer Einreise in die Türkei mit schwerwiegenden Konsequenzen zu rechnen. Die türkische Regierung hat dazu eine E-Mail-Adresse für diese anklagenden und verleumderischen Meldungen eingerichtet, die auch von der Schweiz aus rege bedient wird. Es steht fest, dass die Union Europäisch-Türkischer Demokraten UETD, deren schweizeri-

scher Sitz in Spreitenbach liegt, türkische Innenpolitik in die Schweiz importiert. Der Besuch des Ministerpräsidenten Binali Yildirim bei der UETD in der Schweiz dokumentiert Nähe und Führung. Das türkische Religionsministerium und das Amt für Ausländertürken YTB, eine staatliche Behörde, die direkt dem Ministerpräsidenten unterstellt ist, finanzieren auch diffuse Projekte in der Schweiz.

Wie verhält sich dies mit dem schweizerischen Recht? Das Strafgesetzbuch stellt politischen Nachrichtendienst unter Strafe. Auch



Neue Bedrohungen: Erdogan-Anhänger.

politische Tätigkeit ausländischer Gruppierungen ist verboten.

Es gibt genügend prominente Beispiele in der Schweiz, wie verbotene politische Tätigkeit verfolgt wurde. So wurden der Theologe Karl Barth, Lord Russel, Robert Jungk, Erich Kästner und andere verfolgt, als diese prominenten Ausländer sich gegen die nukleare Aufrüstung in Basel aktiv auf einer Konferenz politisch äussern wollten. Im Gegensatz zu den damaligen Verhältnissen sind unsere Behörden und der Bundesrat bei den heutigen Geschehnissen gefordert. Gerade als neutrales, aber weltoffenes Land, das für seine Stabilität und Sicherheit weltweit geschätzt

wird, haben wir den verfassungsmässigen Auftrag, die innere Sicherheit unseres Landes zu gewährleisten. Das Bundesgesetz über Massnahmen zur Wahrung der inneren Sicherheit (BWIS) schafft genügend Handhabe, um die innere Sicherheit durchzusetzen.

### Gefährdung der inneren Sicherheit

Die Vorfälle und die Hetze, bei denen vor dem türkischen Generalkonsulat in Zürich zur physischen Gewalt aufgerufen und Todesdrohungen ausgesprochen wurden, erfüllen diese Tatbestände. Bekenntnisse von Erdogan-Anhängern, die auch in der Schweiz bis zum Tode seine Befehle ausführen wollen, gefährden unsere innere Sicherheit und sind nicht zu akzeptieren. Wir haben die personellen und gesetzlichen Ressourcen, um wachsam zu sein, genau hinzuschauen und einzugreifen.

Es sind heute nicht mehr die klassischen Bedrohungen, die unsere Sicherheit gefährden. Der Putsch in der Türkei zeigt diese neuen Bedrohungen in aller Deutlichkeit. Als Mitglied der Sicherheitskommission des Ständerates und ehemaliger verantwortlicher Regierungsrat des Kantons Uri ist Sicherheit für die Schweiz für mich ein Polit-Hauptgeschäft. Ich fordere den Bundesrat auf, diese Entwicklungen innenpolitisch genau zu verfolgen, unsere Gesetze konsequent umzusetzen und Verstösse mit Blick auf die Erfüllung der Straftatbestände des verbotenen Nachrichtendienstes und politischer Tätigkeit zu ahnden.

Aussenpolitisch gilt es abzuklären, wie man bei der türkischen Regierung gegen diese regierungsnahen unfreundlichen Aktivitäten in der Schweiz im Umfeld der türkischen Diaspora intervenieren will. Unsere Bevölkerung lebt mit diesen Bedrohungen, und die aktuellen Ereignisse wie Terrorangriffe sensibilisieren die Schweiz in ihrer Wahrnehmung. Die Verantwortung für die Sicherheit der Schweiz, ihrer Bevölkerung und des Wirtschaftsstandortes zu übernehmen, gehört zu den prioritären Aufgaben unserer Behörden. Der dritte Präsident der USA, Thomas Jefferson, meinte schon damals zu Recht: «Der Preis der Freiheit ist die stete Wachsamkeit.» Das gilt auch für die aktuelle Sicherheitslage der Schweiz mehr denn je!

Josef Dittli ist Urner Ständerat (FDP) und Mitglied der Sicherheitskommission.

# Hermanns Hommage

Politgeograf Michael Hermann hat eines der gescheiterten Bücher über die Schweiz geschrieben. Seine Essays sind unterhaltsame Pflichtlektüre für alle, die in der Politik dieses Landes mitreden wollen.

Von Markus Schär

Er wuchs in *Huttu* auf, in Huttwil im Emmental. Das Städtchen mit 4700 Seelen liegt gemäss Eigenwerbung «natürlich mittendrin»: 638 Meter über Meer am Rand des Mittellandes; eine Viertelstunde südlich von Langenthal, das wegen seiner Durchschnittlichkeit lange als Testmarkt diente; in der Mitte, also an der Naht zwischen dem reformierten Bern und dem katholischen Luzern; vor allem im Hügelschulden, der sich vom Brünig her gegen die Aare schiebt und damit eine der immer noch wichtigsten Grenzen des Landes bildet, eineinhalb Jahrtausende, nachdem im Osten die Alemannen und im Westen die Burgunder siedelten.

Wer also kann die Schweiz besser erklären als ein Politgeograf, der aus *Huttu* kommt? «Mein Vater hatte eine Drogerie im Emmental und war langjähriger Präsident der SVP-Sektion», erzählt Michael Hermann in seinem neuen Buch. «Auch meine Mutter trat als «Gewerblersfrau» der Partei ihres Mannes bei und wurde für diese in den 1980er Jahren in den Gemeinderat von Huttwil gewählt. Dort war ihre wichtigste Verbündete die Ehefrau des Zahnarztes, die Psychologie studiert hatte und wie ihr Mann in der FDP politisierte. So weit, so normal.»

## Poltern gegen Rechtspopulisten

Dreissig Jahre danach herrschen im Gemeinderat des Emmentaler Städtchens immer noch «normale» Verhältnisse, nämlich dieselben wie im Nationalrat: zwei SVP-, zwei FDP-, ein BDP- und zwei SP-Mitglieder. Aber die Parteien sind jetzt «aufgeräumt», wie es der Forscher ausdrückt; seine Mutter trat vor Jahren aus der SVP aus, und ihre Verbündete, die Zahnarztfrau, wechselte von der FDP zu den Grünen. Huttwil kämpfte Ende der neunziger Jahre mit einer schweren Krise, als es in kurzer Zeit alle seine Möbelfabriken und damit mehrere hundert Arbeitsplätze verlor. Und Michael Hermann lebt längst in Zürich, und zwar nicht mehr als «kühler Denker». Im Buch poltert er gegen die «Schamlosigkeit» der Rechtspopulisten: «Die Ausgewogenen machen sich zu Komplizen der Überzeugungstäter, wenn sie deren Argumenten nichts entgegensetzen versuchen.» Wie kam es dazu?

Der bald 45-jährige Wissenschaftler machte sich einen Namen, indem er zeigte, was Schweizer von Schweizern unterscheidet: politisch, kulturell, mental. Er gab vor dreizehn Jahren, zusammen mit seinem früh verstorbenen Kollegen Heiri Leuthold, einen «Atlas der politischen



Vom Kämpfer zum Forscher und zurück: Politgeograf Hermann.



Landschaften» heraus, der ein buntscheckiges «weltanschauliches Porträt der Schweiz» zeigte, von der Sparsamkeit bis hin zu den Speisevorlieben. Und er tritt seit zwölf Jahren als Vermesser der Politgeografie auf, mit einem Links-rechts-Rating in der NZZ und vor allem mit dem «politischen Spinnenprofil», ohne das heute bei informierten Wählern nichts mehr geht.

Doch Michael Hermann führt nicht nur als Unternehmer sein eigenes Forschungsinstitut, lehrt an der Universität Zürich die Geografie der Schweiz und hält Vorträge über ihr Politsystem. Er schreibt seit sieben Jahren auch Kolumnen für den *Tages-Anzeiger* und den *Bund*, in denen er aus seinen Studien immer lesenswerte Schlüsse zieht. Aus diesen Texten wollte der Zytglogge-Verlag schon vor den Wahlen 2011 ein Buch machen; nach den Wahlen 2015 sagte der Autor zu. Die Durchsicht der gesammelten Werke Anfang Jahr weckte bei ihm aber die Lust, die Texte umzuschreiben oder weiterzuentwickeln; so wuchs ein neues Buch heran. Es kommt drei Monate später als angekündigt heraus – aber das Warten hat sich gelohnt.

### Exkursionen in steile Thesen

«Wenn ich musste, konnte ich nie», erzählt Hermann von seiner Zeit als Schüler «mit anti-autoritärem Gen» im Emmental. «Wenn ich darf, kommt es meist gut heraus.» Das gilt auch für seine Essays zur Frage, was die Schweizer bei allen Unterschieden zusammenhält. Der Geograf lernte Geschichte nur im zweiten Nebenfach – «und Politologie habe ich gar nie studiert», wie er scherzt. In nur vier Monaten aber grub er sich in die Literatur hinein, von Johanna Spyri bis zu Markus Somm und von den verkannten Studien des Historikers Erwin Bucher über Bundesrat Marcel Pilet-Golaz bis hin zur kaum beachteten helvetischen Seelenforschung «Le Bonheur suisse», die Luc Boltanski, der damals 24-jährige Assistent des Pariser Starsoziologen Pierre Bourdieu, für die Expo 1964 betrieb. Er zieht originelle Schlüsse daraus, etwa wenn er feststellt, dass der verfemte Bundesrat Pilet-Golaz für die liberale parlamentarische Demokratie stand, der verehrte General Guisan aber für das Führerprinzip. Und er schreibt immer wieder brillante Sätze, so, wenn er spottet, aus zeitlicher Distanz erscheine das Réduit «wie ein gigantisches Tellspiel mit dem halben Alpenbogen als Kulisse». Kurz: Michael Hermann ist eines der geschicktesten Bücher zur Schweiz gelungen – unterhaltsame Pflichtlektüre für alle, die in der Politik dieses Landes mitreden wollen.

Drei Essays lang folgt der Leser, wo immer er weltanschaulich steht, dem belesenen Denker und gewandten Schreiber gerne, selbst bei Exkursionen in steile Thesen. Der erste Teil zeigt auf, wie die Abgrenzung gegen aussen und der symbolische Rückzug in die Alpen das helvetische Denken beherrschen, seit Gottfried Keller in einem Geistesblitz sah, wie «eine unsicht-

bare, in diesen Bergen schwebende Idee» sich in einer «eigentümlichen Nationalität» verkörpere. Der zweite Teil stellt dar, wie gerade die Gegensätze – bei Sprachen, Konfessionen, ökonomischem Wirken und sozialem Leben – die Schweiz zusammenhalten, weil sich die Konfliktlinien quer durchs Land kreuzen, im Gegensatz zu Belgien, wo sie alle zusammenfallen. Und der dritte Teil setzt sich mit dem Verhältnis von Stadt und Land (und Agglomeration dazwischen) auseinander; er leitet her, «wie das Ländliche seine prägende Rolle in der Schweiz erhalten hat».

Beim vierten Teil aber – zur Frage, weshalb ausgerechnet die konkordante Schweiz eine der polarisiersten Parteienlandschaften hat – weckt der vormals «kühle Denker» mutwillig Kritik. Michael Hermann machte als Student in

### Der «kühle Denker» starb am Tag nach dem Ja zur MEI – wegen einer SMS von Roger Köppel.

Zürich bei der SP mit, als «Ketzer», der Markt und Wettbewerb gut fand. Er dachte daran, eine linksliberale Partei zu gründen oder wenigstens die Sektion SP Zürich 5 zu kippen – stattdessen fielen die Sozialdemokraten in Etatismus und Syndikalismus zurück. Der Kämpfer wandelte sich deshalb zum Forscher, also zum möglichst neutralen Beobachter. Er beriet zwar Ruedi Noser, als der Neo-Nationalrat 2003 von einer «Avenir radical» der Freisinnigen träumte, warnte ihn aber gegen seine politische Überzeugung, die FDP müsse rechts der Mitte stehen. Und er befand, die Gegner der SVP machten es sich zu einfach, wenn sie über die «Barbaren und Bösewichte» schimpften. Die Politologin Regula Stämpfli schmähte ihn deshalb 2010 wegen nicht genehmer Prognosen als «Wahlvermesser mit dem politischen Reflexionsgrad eines Planktons».

Doch jetzt sagt Michael Hermann: «Es scheidet mich an, immer so viel Verständnis zu haben.» Er wolle nicht mehr als «Krypto-SVPler» gelten, sondern für Öffnung und Fortschritt stehen. Was ist in den Wissenschaftler gefahren? Der «kühle Denker» starb «um 6.10 Uhr am Tag nach dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative» (also am 10. Februar 2014), wie er ein halbes Jahr später in seiner Kolumne verkündete. Und zwar wegen einer SMS von Roger Köppel, damals noch nicht parteipolitisch festgezurr, der ihm zu einem Interview nach der überraschenden Abstimmung gratulierte. «Dank dieser SMS wurde mir mit einem Schlag bewusst», schrieb der Kolumnist in Flammen: «Manchmal ist neutral nicht neutral, manchmal bedeutet der Verzicht auf Wertung nicht Wertfreiheit, sondern Applaus den Gewinnern.» (Das hinderte den Forscher nicht daran, dem EJPD eine verständnisvolle Analyse der Abstimmung zu liefern.)

Warum musste der «kühle Denker» sterben? Auch im Gespräch bietet Michael Hermann keine überzeugende Erklärung. Er scherzt, seine Partnerin, eine Sozialgeografin, beeinflusse ihn «nur in Genderfragen». Und er weist auf seinen «Doppelsprung» hin, aus einer Genossenschaftswohnung im «Chreis Cheib» in einen Hausteil in Wipkingen, wo man ihn mit den Füßen voran raustragen müsse: «Wipkingen hat etwas Dörfliches und ist schon fast auf dem Land.» Aber er streitet ab, dass auch für ihn gilt, was er im Buch schreibt: «Wer sich in einer Blase von Gleichgesinnten bewegt, verliert das Verständnis für andere Perspektiven.»

Auf also zum Streit der Schweizer mit unterschiedlichen Perspektiven! Michael Hermann höhnt zwar, wäre die Prinzipientreue eines Christoph Blocher ein Wert an sich, «dann würden wir noch heute in Höhlen leben». Aber vielleicht zeigt sich, dass diese Prinzipientreue das eigentümliche Land auch für jene Menschen bewahrt, denen Michael Hermann eine berührende Hommage widmet: für den Drogisten aus dem Emmental und für «die <Gewerblersfrau> aus Huttwil, die sich im Gemeinderat einst ohne grosses Aufheben für das Gemeinwohl eingesetzt hat».

**Michael Hermann:** Was die Schweiz zusammenhält. Vier Essays zu Politik und Gesellschaft eines eigentümlichen Landes. Zytglogge. 211 S., Fr. 29.–

## Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)  
[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)

VZ VermögensZentrum



Antwortalon

WK-PT-WW-CHde

**Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.**

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:  
VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich



Stoff für Vorwürfe: wildes Flüchtlingscamp in Como, 8. August 2016.

## Profilierung in Como

Zu Hunderten campieren Migranten vor der Südgrenze unter freiem Himmel. Hilfsorganisationen und linke Politiker machen die Schweizer Grenzbehörden für die Zustände verantwortlich. Die Vorwürfe sind verfehlt und zielen an den Problemen vorbei. Von Alex Reichmuth (Text) und Jacqueline Haener (Bild)

«Erschütterung» heisst anscheinend das Wort der Stunde. Im italienischen Como, nur wenige Kilometer von der Schweizer Grenze entfernt, haben sich mehrere hundert Menschen in einem wilden Camp niedergelassen. Es sind Migranten, vorwiegend aus Afrika, die auf dem Weg nach Norden von der Schweizer Grenzwahe abgewiesen worden sind. In den letzten Tagen bekamen sie Besuch von linken Politikern – unter ihnen auch Ruth Dreifuss (SP). Die Zustände hätten die Alt-Bundesrätin erschüttert, schrieb der *Blick*. Von einem «erschütternden» Ausflug nach Como sprach auch Jung-Nationalrätin Mattea Meyer (SP). Als «schwer erträglich» bezeichnete von Bern aus Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) die Lage in der Grenzstadt. Solche Zustände dürfe es in Europa nicht geben.

Letzteres ist sicher richtig. Niemand wünscht sich, dass Menschen auf unserem Kontinent zu Hunderten unter unwürdigen Verhältnissen campieren. Es ist eine Verpflichtung, diese Menschen zu versorgen und zu verpflegen, vor allem, wenn Kinder, Schwangere und Kranke darunter sind. Den sozialdemokratischen Como-Reisenden ging es aber nicht darum, mit eigenen Händen die Not zu lindern. Vielmehr nutzten sie die Gelegenheit für politische Zwecke und zu ihrer Profilie-

rung. Sie machten die Schweiz für das Elend verantwortlich und unterstellten den Grenzbehörden, unverhältnismässig hart vorzugehen.

### «Flexible» Asylpolitik gefordert

So mahnte Nationalrat Carlo Sommaruga (SP), Namensvetter der Bundesrätin, die Schweizer Asylpolitik müsse erkennen lassen, dass sie «flexibel» sei. Der Tessiner Regierungsrat Manuele Bertoli (SP), der ebenfalls nach Como gereist war, liess verlauten, die Regierung seines Kantons habe bei der Grenzwahe zu «intervenieren». «Wenn alle Staaten nur für sich schauen und das Dublin-Abkommen vorschoben, leiden die Flüchtlinge darunter», gab Mattea Meyer zu Protokoll. Dass sich ihre Partei, die SP, 2005 einstimmig für den Beitritt der Schweiz zu genau diesem Abkommen ausgesprochen hatte, sagte Meyer nicht. Vertreter von Hilfsorganisationen und andere Aktivisten erhoben noch schwerere Vorwürfe gegenüber der Schweiz: Die Grenzbehörden verweigerten vielen «Flüchtlingen» den Zugang zum Asylverfahren und verletzten damit internationale Verpflichtungen. Vor allem die Rechte von Minderjährigen würden nicht respektiert. In den Medien fanden solche Anschuldigungen breite Beachtung.

Es ist an der Zeit, einige Dinge ins richtige Licht zu rücken:

1. Deutlich mehr Migranten als früher wollen die Schweiz nur durchqueren, um nach Deutschland zu kommen. Es gibt aber kein Recht für Flüchtlinge, frei durch Europa in ein Wunschland zu reisen. Italien registriert die Ankömmlinge über das Mittelmeer offenbar konsequenter als früher und ermöglicht es den Schweizer Asylbehörden, sie gemäss dem Dublin-Abkommen vermehrt dorthin zurückzuführen. Damit hat die Schweiz als Asyl-Zielland an Attraktivität verloren. «Wir wollen kein Transitstaat sein», hielt Bundesrätin Sommaruga letzte Woche völlig zu Recht fest. Die Migranten durchzuwinken – so wie es Österreich letztes Jahr während Monaten gemacht hat –, würde bedeuten, sich als Staat vor der Verantwortung zu drücken und die Probleme einfach weiterzugeben.

2. Niemand zwingt die Migranten, in Como oder auch sonst im Raum Mailand unter prekären Verhältnissen auszuharren. Sie werden nicht «zwischen den Staaten hin- und hergeschoben», wie der Tessiner SP-Präsident Igor Righini behauptet hat, sondern sind lediglich von der Grenzwahe zurückgewiesen worden

– zum Teil mehrmals. Dennoch warten sie in Grenznähe auf die nächste Gelegenheit, doch noch in die Schweiz zu kommen, zum Teil ermutigt und angestachelt von «No Borders»-Aktivisten. Es ist an Italien, zu entscheiden, ob es die Zustände in Como weiter akzeptiert und für die Migranten allenfalls eine Containersiedlung aufstellt. Möglicherweise beharrt das Land aber darauf, dass die Migranten abziehen und sich echte Flüchtlinge in die ordentlichen Strukturen des italienischen Asylwesens begeben.

3. Ein Anrecht auf ein Asylverfahren und damit Zugang zur Schweiz hat nicht jeder, der an der Grenze «Asyl» sagt, sondern nur, wer auch glaubhaft an einem solchen Verfahren interessiert ist. Jenen Migranten, die schon mehrmals vergeblich probiert haben, die Grenze zu überqueren, und beim x-ten Versuch plötzlich Asyl beantragen, fehlt diese Glaubwürdigkeit. Denn die Behörden kennen den Trick: Wer erst einmal in ein Asylheim gebracht worden ist, kann sich dort problemlos entfernen und an die deutsche Grenze weiterreisen – und schon ist die Schweiz, wie gewünscht, durchquert. Im Juli wurde fast 2500 Personen ein Asylverfahren zugestanden, was ein hoher Wert ist. Vorwürfe, die Grenzbehörden wiesen regelmässig Asylberechtigte zurück, sind darum wenig stichhaltig. Richtig ist vielmehr, dass die meisten Asylanten aus dem sicheren Italien anreisen, wo sie gemäss Dublin-Abkommen eigentlich bleiben müssten. Es kann also keine Rede davon sein, dass die Grenzbehörden internationales Recht verletzen würden. Im Gegenteil wenden sie dieses ein Stück weit konsequenter an als früher.

### Wie in Idomeni

Beim wilden Camp in Como fühlt man sich an die Zustände von letztem Frühling im Ort Idomeni an der griechisch-mazedonischen Grenze erinnert. Dort hatte Mazedonien die Grenzen geschlossen und damit die monatelange Praxis des Durchwinkens von Migranten in Richtung Zentraleuropa beendet. In der Hoffnung, irgendwann doch noch über die Grenze zu kommen, harrten Tausende von Menschen viele Wochen in Dreck und Schlamm aus. Es gab mehrere gewaltsame Durchbruchversuche. All das produzierte hässliche Bilder, die Aktivisten Stoff für schwere Vorwürfe boten. Mazedonien aber hielt unbeirrt an der Blockade fest.

Nach mehreren Monaten liessen sich die letzten verbliebenen Migranten dann doch von der Grenze wegbringen. Seither ist die sogenannte Balkanroute weitgehend geschlossen und der unverantwortliche Durchmarsch von Hunderttausenden in Richtung Deutschland beendet. Die Schweizer Grenzwahe trägt mit ihrer konsequenten Haltung ebenso dazu bei, dass im Asylwesen Europas wieder geordnete Verhältnisse einkehren. ○

## Essay

# Doppelte Stimme für die Alten

**Gegenwärtig wird wieder gefordert, dass die Jungen bei Wahlen und Abstimmungen zwei Stimmen bekommen. Das ergibt keinen Sinn. Von Bruno S. Frey**

Auf den ersten Blick scheint die Forderung einer doppelten Stimme für die Jungen einleuchtend. Die Jugend wird schliesslich definitionsgemäss in der Zukunft leben. Sie sollte deshalb direkt und mit besonderem Gewicht mitbestimmen können. Sie ist dazu nicht nur legitimiert, sondern möglicherweise auch besonders interessiert (wenn auch die heutige geringere Stimmbeteiligung der Jungen nicht gerade dafür spricht). Im Gegensatz dazu werden die Alten bald sterben, und deshalb – so wird argumentiert – ist ihnen die Zukunft gleichgültig.

Genau das Gegenteil ist richtig: Die Alten sollten eine doppelte Stimme erhalten. Entscheidend für die Zukunft sind gute Regeln des Zusammenlebens. Was künftig geschieht, wird durch die grundlegenden Institutionen oder die Verfassung bestimmt, in der geregelt wird, in welcher Weise Konflikte überwunden werden und wie vernünftig regiert wird. Dazu gehört die Garantie der politischen, wirtschaftlichen und persönlichen Freiheiten, der Mitwirkungsmöglichkeiten in einer Demokratie, des Rechtsstaats und der Menschenrechte.

### Frei von Eigeninteressen

Diese Grundrechte sind für die Wohlfahrt in der Zukunft entscheidend. Die wissenschaftliche Forschung hat überzeugend nachgewiesen, dass Länder friedlicher, wohlhabender und glücklicher geworden sind, wenn sie über geeignete Institutionen verfügen. Ein Haitianer ist in den USA zehnmal so produktiv wie in Haiti selbst. Dies liegt an den

### Die Alten vertreten keine Eigeninteressen für die Zukunft, die sie ja nicht erleben werden.

wesentlich günstigeren Arbeitsbedingungen in den USA. Beispielsweise werden Verträge eingehalten, die persönliche Sicherheit ist höher, die Reise zur Arbeit ist verlässlicher und die Ausbeutung wegen der Existenz von Gewerkschaften geringer. Diese Bedingungen sind unabhängig vom Einsatz einer einzelnen Person; sie werden durch die grundlegenden Institutionen bestimmt.

Wer soll nun aber über diese grundlegenden Institutionen bestimmen? Es sollten die Alten sein, denn sie vertreten keine Eigeninteressen für die Zukunft, die sie ja nicht erleben



«Weisheit» für die zukünftigen Generationen.

werden. Ihre Entscheidung ist stärker durch allgemeine gesellschaftliche Erwägungen und weniger durch persönliche Anliegen bestimmt. Sie kümmern sich vielmehr um das zukünftige Leben ihrer Enkel und Urenkel. Sie wissen aber nicht, ob diese besonders klug, gut ausgebildet, erfolgreich oder gesund sein werden. Deshalb sind die Alten an Regeln des Zusammenlebens interessiert, die zugleich produktiv und gerecht sind. Die Alten verfügen damit auf natürliche Art über eine «Weisheit», die den zukünftigen Generationen zugutekommt. Diese Einsicht geht auf den bedeutenden österreichischen Wissenschaftler Friedrich von Hayek zurück.

Die grundsätzlichen Regeln des zukünftigen Zusammenlebens sind von den Alten zu bestimmen, wozu sie eine doppelte Stimme (oder sogar mehr) erhalten müssen. Innerhalb dieser Regeln besteht durchaus Raum für ein gewichtetes Stimmrecht für die Jungen.



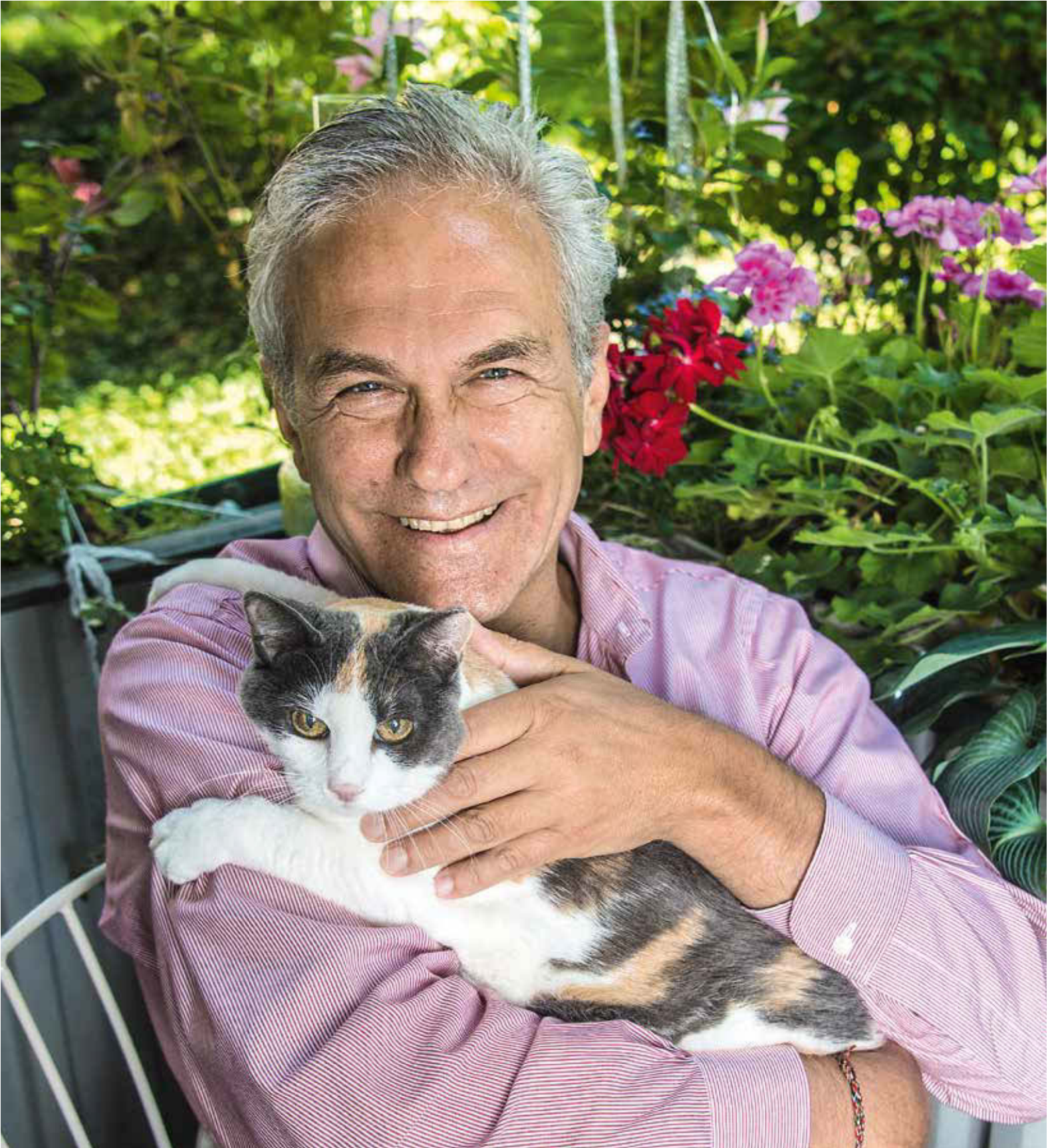
Bruno S. Frey ist ständiger Gastprofessor an der Universität Basel und Forschungsdirektor bei CREMA – Center for Research in Economics, Management and the Arts, Switzerland.

---

# «Der Schosshund heisst zu Recht so»

---

Haben Tiere eine Seele? Wie sehen Hunde die Welt? Wie verbreitet ist Geschlechtsverkehr mit Kühen oder Pudeln in der Schweiz? Der Jurist und ehemalige Zürcher Tieranwalt Antoine F. Goetschel klärt auf.  
Von Philipp Gut (Text) und Hervé Le Cunff (Bild)



«Unbändige Daseinsfreude»: Tieranwalt Goetschel mit der Nachbarskatze Mimi.

### **Herr Goetschel, haben Sie Haustiere?**

Das lässt meine derzeitige Wohnsituation nicht zu. Die Bedürfnisse der Tiere kenne ich einigermaßen. Da möchte ich nicht ins Kreuzfeuer geraten und mich auch nicht anpfeifen lassen von einer Katze oder einem Hund: «Du kennst meine Bedürfnisse, warum gehst du nicht darauf ein?»

### **Wenn Sie sich in der Nachbarschaft umschauen: Sehen Sie überall Notsituationen?**

Ich bin entspannt. Man kann mich nicht aus der Fassung bringen, weil ich schon alles gesehen habe, im Schrifttum, in Ställen, bei Tierversuchen. Kürzlich sah ich auf dem Fischmarkt von Odessa, wie man die Tiere einfach langsam verrecken lässt. In der Schweiz haben wir vergleichsweise gute Verhältnisse. Was mich aber irritiert, ist das unbedarfte Dominanzverhalten dem Hund gegenüber. Die Halter wissen oft gar nicht, dass sie erstens ein Lebewesen und zweitens ein Tatwerkzeug an der Leine halten.

### **Die Stadt ist der falsche Lebensraum für Hunde?**

Wir legen auf die Sozialverträglichkeit von Hunden heute viel mehr Wert als noch vor zwanzig Jahren. Wenn man Hunde hat, sollte man ihnen aus ihrer Sicht ein tolles Leben bieten. Ein Hund, der immer wieder zurückgezogen werden muss, der ist nicht adaptiert an die Verhältnisse. Er leidet – und ist ein Ärgernis.

### **Was wäre denn die Lösung?**

Wir haben ein grosses Problem mit Züchtungen: Hunde, die wunderschön zum Anschauen sind, aber die etwa ihren Jagdtrieb nicht ausleben können. «Ich bin ein schicker Mann, also nehme ich einen schicken Hund», das ist nicht das richtige Auswahlkriterium. Man sollte sich in die Perspektive des Hundes hineinversetzen. Dann ist er vielleicht nicht so chic, aber er hat einen guten Charakter und lässt sich besser erziehen.

### **Man müsste mehr auf die Rasse achten?**

Wenn man überhaupt einen Hund halten muss. Ich plädiere dafür, dass man Tiere auch gernhaben kann, indem man gerade keine Tiere hält.

### **Die Partnerschaft zwischen Mensch und Tier ist doch jahrtausendealt.**

Damals sahen die Städte noch ganz anders aus. In unserer industrialisierten Welt habe ich zwei Herzen in meiner Brust: Ich weiss, was ein Hund den Menschen bringen kann. Auf der anderen Seite sehe ich, dass der Mensch meint, er könne die Sozialkontakte von Hunden untereinander ersetzen. Das Bewegungsbedürfnis kommt zu kurz. Man ist unaufmerksam, was die Erziehung angeht. Ich übernehme eher die Sichtweise des

Hundes. Hunde laufen mit einer eigenen Brille durch die Welt.

### **Sie arbeiten gerade an einem Artikel über Zoophilie, Sex mit Tieren. Ist das ein relevantes Phänomen in der Schweiz?**

Viel läuft hinter verschlossenen Stall- und Wohnungstüren. Es gibt keine neueren Studien. Die umfassendste ist der Kinsey-Report aus den 1950er Jahren. Demnach haben in den USA etwa acht Prozent der Männer und vier Prozent der Frauen entsprechende Erfahrungen gemacht. Man muss davon ausgehen, dass durch die Zunahme der Heimtierhaltung der Anteil der Frauen gestiegen ist. Ich gehe von fünf bis zehn Prozent der Erwachsenen aus.

### **Kennen Sie konkrete Fälle?**

Mir sind verschiedene Fälle bekannt: Besenstiele in Geschlechtsteilen von Pferden oder Kühe, die bestiegen werden. Der Schosshund heisst zu Recht so. Eine Zeitlang ist er dazu trainiert worden, und er wird auch angezogen vom Vaginalgeruch. Durch diesen Missbrauch verlieren die Hunde das Interesse an anderen Hunden.

### **Wie ist Sex mit Tieren juristisch zu werten?**

Die Antwort des Gesetzgebers lautet: Das Tier wird instrumentalisiert. Die Schweiz ist das einzige Land auf der Welt, in dem die

---

## **«Was mich irritiert, ist das unbedarfte Dominanzverhalten dem Hund gegenüber.»**

---

Würde der Kreatur in der Verfassung geschützt ist. Kinder oder geistig beeinträchtigte Erwachsene werden generell geschützt, obwohl man nicht immer Traumata als Folge sexueller Kontakte nachweisen kann. So ist auch Sex mit Tieren geächtet und verboten, auch wenn sich keine Verhaltensstörung nachweisen lässt.

### **Als Tieranwalt sprachen Sie im Namen von Fischen oder Schafen. Sie geben vor, zu wissen, was ein Tier fühlt.**

Die Schweiz hat weltweit das höchste Niveau, was die Mensch-Tier-Beziehung im Recht angeht. Was eine Mehrheit im Umgang mit Tieren will, hat sich in Gesetzen und Verordnungen niedergeschlagen. Erkenntnisse der Ethologie, der Hygiene, der Veterinärmedizin sind eingeflossen. Die Frage der Anmassung stellt sich bei Tierquälerei nicht, weil die Schmerzen aktenkundig sind.

### **Der Souverän hat die eidgenössische Tieranwaltsinitiative abgelehnt, und danach wurde im Kanton Zürich auch Ihre Stelle als Tieranwalt wieder abgeschafft.**

Diese Initiative wurde mit warmem Herzen und überhitztem Kopf lanciert. Die Kantone, die einen Tieranwalt vorher abgelehnt hatten, wollten natürlich auch national

keinen. Als Folge davon und auf Druck der SVP wurde der Tieranwalt im Kanton Zürich nach rund zwanzig Jahren wieder abgeschafft. Das ist für die Tiere aber nicht weiter schlimm. Auch das hiesige Veterinäramt hat im Strafverfahren eine Parteistellung. Die Praxis hat sich seither kaum verändert. Und ich kann mich nunmehr stärker der weltweiten Besserstellung des Tieres im Recht widmen.

### **Das Tier galt juristisch lange als Sache. Was halten Sie dieser Definition entgegen?**

Wenn ich ein Bild von Paul Klee an der Wand habe, das mir gehört, dann darf ich es zerschneiden. Meinen Hund darf ich nicht zerschneiden. In der deutschsprachigen Rechtsphilosophie gab es immer schon ein Unbehagen gegenüber diesem Sachbegriff. Im germanischen Recht war das Tier Teil eines genossenschaftlichen Denkens, es gehörte eigentlich immer zur Familie. Wenn es kalt wurde, nahm man die Hühner ins Haus. Im germanischen Recht gab es diese Zerteilung zwischen Person und Sache also nicht. Sie kommt aus dem römischen Recht und wurde dann von Descartes noch zementiert, der das Tier als Maschine betrachtete.

### **Kann ein Tier ein Rechtssubjekt mit eigener Persönlichkeit sein?**

Das ist die grosse Wurmbüchse – wenn man sie aufmacht, tut man für den Tierschutz etwas Gutes, dann haben die Würmer wieder Platz. Juristisch haben die Tiere einen Anspruch und ein Interesse, dass es ihnen gutgeht – die sogenannte Interessenschutztheorie –, aber sie haben keine Rechtssubjektivität, also keine eigenen Rechte. Wenn man ihnen solche zuschreiben wollte, müsste man genau definieren, worauf sie sich beziehen. Was hiesse dann etwa «Recht auf Freiheit»? Dürfte man Tiere noch kaufen und verkaufen? Ich sehe eigene Rechte für Tiere als Utopie, für ein durchdachtes Konzept ist die Zeit leider noch nicht reif.

### **Wie sieht Ihre ideale Tierwelt denn aus?**

Mich interessieren der nächste und der übernächste Schritt. Ich berate Tierschutzrechtler in Staaten von der Ukraine über Israel und Argentinien bis China. Als Leuchtturm sehe ich paradiesische Vorstellungen, wie sie Jesaja und Jeremias hatten: Mensch und Tier in Freundschaft. Es gäbe keinen Missbrauch von Tieren. Man verzichtete auf die Tiernutzung aus wirtschaftlichen Gründen. Auf Tiernutzung aus emotionalen Gründen würden man vielleicht in einer noch späteren Phase verzichten.

### **Sie streben ernsthaft eine Trennung von Mensch und Tier an – Haustiere zurück in den Dschungel?**

Die Tiere, die unter menschlicher Obhut stehen, sollen ihre Bedürfnisse nach Sozialkontakten, nach Rückzugsmöglichkeiten, nach

artgerechter Nahrung voll ausleben können. «Hier bin ich Hund, hier darf ich sein.»

#### **Sind Sie Vegetarier?**

Bleiben wir bei der Utopie. (*lacht*) In Zukunft werden wir uns auf Nahrung abstützen können, die wir noch gar nicht voraussehen. Der übermässig grosse Aufwand zur Fleischproduktion wird dann nicht mehr nötig sein.

#### **Tiere fressen ja auch andere Tiere.**

Ein Teil der Tiere ernährt sich in der Tat von Fleisch. Der Mensch kann anders und verfügt über eine Moral.

#### **Sie wollen Tierversuche abschaffen. Dabei dienen diese der Forschung für oft lebenswichtige Medikamente.**

Ich stelle fest, dass die Mehrheit der Bevölkerung den Kampagnen der chemisch-pharmazeutischen Industrie Glauben schenkt und Tierversuche für notwendig hält.

#### **Sie stellen jeglichen Nutzen von Tierversuchen in Abrede?**

Ich habe mich intensiv damit auseinandergesetzt und den Kommentar zum deutschen Tierschutzgesetz geschrieben. Der Gesetzgeber möchte die Versuche auf das notwendige Mass einschränken. Aber es gibt immer noch Versuche, an Affen etwa, die nicht nötig sind. Forscher arbeiten lieber mit grossen Tieren, aus einem gewissen Stolz heraus.

#### **Tiere sind ja nicht gleich Tiere. Sie werden kaum etwas dagegen haben, wenn ich diese Mücke hier zerquetsche.**

Meinen Sie?

#### **Das ist die Frage! Mit Hunden gehen wir anders um als mit Mücken oder Fliegen. Wie begründet man solche Abstufungen philosophisch?**

Das ist ein ganz heikles Feld. Die Würde der Kreatur ist durch die Bundesverfassung geschützt und umfasst alle Lebewesen, also Tiere und Pflanzen.

#### **«Kreatur» ist doch ein theologischer Begriff, er setzt einen Schöpfer voraus.**

Ja, aber der Begriff der «Würde» ist philosophisch. Die Verfassung schützt auch wirbellose Tiere wie Insekten, das Gesetz aber nicht. Das ist inkohärent von der Idee her, aber praktikabel. Zu den Wirbellosen, die 95 Prozent aller Tiere ausmachen, haben wir ein delikates Verhältnis, wir schützen sie als Art, nicht aber als Individuum. Ich halte das Töten aus Mutwillen für unzulässig. Wenn ich eine Mücke im Zimmer habe, verwende ich Lavendelessenz, damit sie fortfliegt. Falls sie mich sticht, streiche ich die Essenz auf die Haut, dann ist der Juckreiz weg.

#### **Sie haben noch nie eine Mücke getötet?**

Einmal hatte ich vierzig Mücken im Zimmer, da kam ich in einen Bluttausch – ich gestehe es.

#### **Es gibt ja auch giftige Tiere, die eine Gefahr darstellen.**

Hier sind wir bei einer echten Güterabwägung.

#### **Was ist mit Schädlingen? Die Kirschessigfliege zerstört ganze Ernten. Schon in der Bibel verursachen Heuschreckenschwärme ungeheure Katastrophen.**

Es gilt das Verhältnismässigkeitsprinzip, es sollte das am wenigsten invasive Mittel angewendet werden.

#### **Was fühlen, was denken Tiere? Was ist da der Stand der Forschung?**

Über die emotionale Welt von Tieren und darüber, wie sie die Welt wahrnehmen, haben wir ein zunehmendes Wissen. Nehmen wir das Beispiel des Fisches: Seine Stressempfindlichkeit ist eindeutig, seine Schmerzempfindlichkeit überwiegend nachgewiesen. Elefanten verfügen über Fähigkeiten, die unsere bei weitem überragen – Orientierungsfähigkeit, Gruppenzugehörigkeit. Oder die Buckelwale, die jedes Jahr ihr vielleicht zwanzig Minuten langes Lied wiederholen und abändern. Das kann nicht einmal ein John Coltrane! Ich habe einen grossen Respekt vor dem emotionalen Reichtum der Tiere. Wir können nur ahnen, was in einer Katze abgeht, wenn wir ihr Fell

---

#### **«Einmal hatte ich vierzig Mücken im Zimmer, da kam ich in einen Bluttausch – ich gestehe es.»**

---

streicheln. Die Frage ist, wie wir mit diesem Umstand umgehen. Mein Kollege Steve Wise hat eine Debatte losgetreten, weil er Menschenrechte für Menschenaffen fordert. Warum Menschenrechte? Weil Menschenaffen eben sehr menschenähnlich sind.

#### **Was kommt als Nächstes: Menschenrechte für Wale oder Delfine?**

Wir schützen diese Tiere, weil sie über Schmerzen hinaus empfindungsfähig sind. Hunde oder Katzen können Trauer empfinden. Wir kennen Dutzende von Beispielen von Hunden, die an der Westküste der USA registrierten, dass ihr Halter an der Ostküste, also Tausende Kilometer entfernt, im Sterben lag. Wenn wir dies als Grundlage nehmen, begeben wir uns allerdings aufs Glatteis. Es wäre heikel, wenn man juristisch auf die Emotionsfähigkeit von Tieren abstellte.

#### **Bei Zootieren ist die Kritik verhaltener als bei Zirkustieren. Warum eigentlich?**

Oft ist es banal: Wer tritt mit wie viel Geld welche Kampagne los. Weltweit werden derzeit koordiniert Kampagnen wegen Zirkustieren gefahren. In der Sache selbst hat man bei Zirkustieren diese unsäglichen Transporte und Haltungsbedingungen. Hinzu kommt das Ausleben des Dominanzverhältnis.

Man zeigt die Tiere oft vermenschlicht: Affen in Kostümen. Sie werden vorgeführt.

#### **Der Dompteur liebt doch seine Tiere, Einfühlungsvermögen ist überlebenswichtig.**

Einfühlsamkeit sicher. Conny Gasser selig sagte einmal, er halte Delfine, weil er sie liebe. Tierliebe ist aber ein schwieriger Begriff.

#### **Wie beurteilen Sie das Schächten? Als dieses Ende des 19. Jahrhunderts in der Schweiz verboten wurde, waren ja auch antisemitische Motive im Spiel.**

Ich habe schon in meiner Doktorarbeit über die «Schechita» geschrieben und als Jude einen hohen Preis dafür bezahlt. Es ist technisch möglich, dass man das Tier unmittelbar vor dem Schnitt betäubt, so dass es keine Schmerzen verspürt. Von Juden wurde ich als Antisemit schimpft und von Tierschützern als Jude verunglimpft. Der grosse jüdische Philosoph Maimonides schrieb, dass man einem Vogel nicht das Ei aus dem Nest nehmen solle, solange er brütet, das verletze seine Gefühle für das werdende Leben. Ich wünschte mir von den Juden, dass sie sich auf diese ausserordentlich tierfreundliche jüdische Tradition besinnen. Und von Anders- oder Nichtgläubigen, menschen- und tierfreundlicher zu leben.

#### **In den letzten Jahren sind ja regelrechte Luxuskliniken für Tiere entstanden, mit den modernsten und teuersten Methoden. Freut Sie diese Entwicklung?**

Ich beobachte sie mit einer gewissen Sorge. Wir schieben nicht das richtig verstandene Tierwohl in den Vordergrund, sondern unser eigenes Wohl. Das Leiden des Tiers vor der Operation und die postoperativen Schmerzen werden vernachlässigt. Man hat das Gefühl, ein guter Mensch zu sein, wenn man für eine Krebsoperation der Katze 8000 Franken ausgibt. Der Druck, solches zu tun, steigt. Bei der Sterbehilfe am Menschen sind viele für das Recht auf einen würdigen Abgang. Beim Tier geht es in die andere Richtung, die Gnade der Euthanasie wird immer mehr in Frage gestellt.

#### **Was haben Tiere dem Menschen voraus?**

Gewisse Tiere haben Fertigkeiten und Fähigkeiten, die uns in Bescheidenheit versetzen oder die wir noch nicht einmal kennen. Manche Schmetterlinge können kilometerweit riechen. Tiere haben die Fähigkeit, sich im Verband immer wieder neu einzupendeln, ohne die Zerstörungswut des Menschen. Sie haben nicht unsere Hybris. Sie kennen den *mindfuck* nicht, das ewige Geplapper im Kopf. Wir Menschen haben stets ein Rüebli vor der Nase. Das Tier verströmt eine unbändige Daseinsfreude. Es lebt im Augenblick. Das ist grossartig.

Antoine F. Goetschel, 58, ist Rechtsanwalt in Zürich, Präsident des Vereins Global Animal Law (GAL), früherer Zürcher Tieranwalt und Buchautor. Zuletzt erschienen: «Tiere klagen an» (S. Fischer, 271 S., Fr. 14.90).

# Schaulaufen der Saubermänner

Die Schweizer Finanzmarktaufsicht und die Bundesanwaltschaft wollen sich im Kampf gegen die Beteiligten eines mutmasslichen Korruptionsskandals in Malaysia profilieren. Damit setzen sie leichtfertig das Ansehen des Schweizer Finanzplatzes aufs Spiel. *Von Florian Schwab*

US-Steuerstreit, Bankkundengeheimnis, Attacken französischer und deutscher Behörden: Die offizielle Schweiz ist dem internationalen Druck auf ihre Banken kaum gewachsen. Neu ist, dass Bern schon vorsorglich den Verdacht nach Zürich lenkt. Konkret zeigt sich das beim mutmasslichen Korruptionsfall um den malaysischen Staatsfonds 1MDB. Dieser hat seit 2009 am Kapitalmarkt Geld für Entwicklungsprojekte aufgenommen. Davon soll ein Grossteil, rund vier Milliarden US-Dollar, zweckentfremdet und unter der Entourage von Premier Najib Razak verteilt worden sein. Der 1MDB-Skandal ist seit Jahren weltweit in den Schlagzeilen. Die Verdächtigen sind derart in Verruf geraten, dass man sich im Westen gefahrlos auf ihre Kosten profilieren kann.

Offenbar erliegen dieser Verlockung die Eidgenössische Finanzmarktaufsicht (Finma) und die Bundesanwaltschaft. Letztere hat im August 2015 Strafverfahren gegen frühere 1MDB-Amtsträger eingeleitet. Doch der malaysische Generalstaatsanwalt erklärte den Verdacht der Korruption für unbegründet. Auch der Staatsfonds 1MDB erachtet sich als nicht geschädigt. Im Januar ging Bundesanwalt Michael Lauber in die Offensive und setzte Jakarta unter Druck, indem er ein formelles Rechtshilfeersuchen ankündigte. Zwar ist mediale Begleitmusik zu einzelnen Ermittlungsschritten ungewöhnlich, doch immerhin relativierte Lauber damals die Schweizer Rolle: Nur ein «kleiner Teil» der Gelder sei «auf Konten verschiedener ehemaliger malaysischer Beamten in der Schweiz überwiesen» worden.

Ende Mai war die Zurückhaltung verfliegen. Zusammen mit der Finma sorgte Lauber für den Paukenschlag. Er kündigte ein Strafverfahren gegen die Tessiner Bank BSI an. Gleichzeitig verfügte die Finma den Entzug der Banklizenz. Grund: Kundenbeziehungen zu 1MDB und in den Skandal verwickelten Privaten. Die BSI habe in schwerer Weise gegen die Geldwäschereibestimmungen verstossen.

Also doch: Die Schweiz als Dreh- und Angelpunkt des 1MDB-Skandals? Die *Weltwoche* hat mit Betroffenen und Fachleuten gesprochen, denen das Vorpreschen von Bundesanwaltschaft und Finma als unverhältnismässig, ja willkürlich erscheint. Namentlich der Lizenzentzug bei der BSI, gegen den sich die Bank noch juristisch zur Wehr setzt, wird als PR-Manöver der Behörde gewertet: Sie spricht damit eine ihrer schärfsten Sanktionen aus, die aber gar nicht richtig zum Tragen kommt, da die



*Leichtes Ziel:* malaysischer Premier Najib Razak.

Finma gleichzeitig den bereits geplanten Verkauf der BSI an die EFG genehmigt hat.

## «Professionell geführt»

Schon der Vergleich der beschlagnahmten Vermögen spricht gegen die herausragende Rolle der Schweiz. Hierzulande wurden wenige Dutzend Millionen Dollar gesperrt – in Singapur waren es Hunderte Millionen, in den USA fast eine Milliarde. In der internationalen Finanzpresse sind Schweizer Verstrickungen kaum zu finden. Erwähnt werden in erster Linie Einzelpersonen aus dem 1MDB-Umfeld, weiter noch Goldman Sachs Singapur und die Deutsche Bank Malaysia, welche 1MDB bei der Mittelbeschaffung behilflich waren. BSI? Wird nicht erwähnt.

Im März 2013, bei einer Ausgabe von Obligationen im Wert von drei Milliarden US-Dollar, stellte Goldman Sachs ihrem Kunden 1MDB ein Unbedenklichkeitszeugnis aus: Dieser sei «professionell geführt», und «richte sich nach den *global best practices*», schrieb die Investmentbank im Prospekt. Beim offiziellen Staatsfonds einer aufstrebenden Wirtschaftsmacht, der mit den ersten Adressen der Wall Street geschäftet, stellte kaum eine Bank grosse Fragen. Bankkonti involvierter Personen wurden auf fast allen Finanzplätzen der Welt, zunächst unverdächtig, geführt: HSBC in London wird genannt, aber auch Citibank und J.P. Morgan in den USA.

Zuerst war die BSI eher eine Fussnote, bis 1MDB den Erlös aus der Anleiheausgabe von Goldman Sachs Singapur auf ein Konto bei der BSI Lugano überwies. Ein Grossteil davon floss im Herbst 2014 auf ein UBS-Singapur-Konto von Abaar, einer Investitionsgesellschaft des Emirats Abu Dhabi. Mittlerweile steht der Vorwurf im Raum, ein ehemaliger Direktor von Abaar habe das Konto betrügerisch eröffnet oder geführt, es habe also gar nie dem Staatsfonds aus Abu Dhabi gehört. Darüber ist ein Streit zwischen den beiden Ländern entbrannt.

Im schlimmsten Fall ergibt sich das Bild eines raffinierten, international angelegten Wirtschaftsbetrugs, der sich spinnenartig im globalen Finanzsystem ausbreitete. Dass die Schweiz ihr Mögliches zur Aufklärung beiträgt, ist selbstverständlich. Plakative Negativ-PR in eigener Sache braucht es hierfür jedoch nicht. Die Bundesanwaltschaft schreibt auf Anfrage, sie müsse ein Strafverfahren einleiten, «sobald ein hinreichender Tatverdacht besteht». Dies sei bei der BSI der Fall. Auch die Finma weist den Vorwurf der Willkür von sich. Ihre Massnahmen habe sie getroffen, weil die BSI «in schwerer Weise gegen Schweizer Aufsichtsrecht verstossen» habe – nicht nur im Fall 1MDB. Weiter habe die Finma immer wieder betont, dass in diesen Fall «verschiedene Finanzplätze und Banken verwickelt» seien. ○

# Zeiten des Hexenglaubens

Der Abbruch von Atomanlagen dauert Jahrzehnte und kostet Milliarden. Der Aufwand ist massgeblich auf enorm strenge Sicherheitsauflagen zurückzuführen. Das hat mitunter unsinnige Konsequenzen, wie sich etwa beim Rückbau eines Versuchsreaktors in Deutschland zeigt. *Von Alex Reichmuth*

Das Betriebsende des Atomkraftwerks Mühleberg rückt näher. In drei Jahren geht der Reaktor vom Netz. Anschliessend beginnt der Rückbau. Nach dem Abtransport der Brennelemente wird der Reaktor von innen her zerlegt. Der grösste Teil des Materials, insbesondere schwach strahlende Beton- und Metallstücke, soll dekontaminiert werden. Was an radioaktiven Teilen übrigbleibt, wird ins Zwischenlager im aargauischen Würenlingen transportiert.

Insgesamt fünfzehn Jahre soll der Rückbau des AKW Mühleberg dauern. Die Kosten werden auf 800 Millionen Franken veranschlagt. Der Berner Energiekonzern BKW als Betreiber hat dafür bereits 861 Millionen bereitgestellt. Die spätere Entsorgung des kontaminierten Materials in einem Endlager wird mit weiteren geschätzten 1,3 Milliarden Franken zu Buche schlagen. AKW-Gegner führen den Aufwand für Rückbau und Entsorgung von stillgelegten Reaktoren regelmässig als Beleg dafür an, dass die Atomtechnik unrentabel und gefährlich sei.

Wie der Abbruch eines Kernreaktors konkret vor sich geht, darüber konnte sich kürzlich eine Gruppe von Journalisten auf Einladung des Schweizer Nuklearforums im deutschen Karlsruhe kundig machen. Während neunzehn Jahren lief dort auf dem Campus Nord des Karlsruher Instituts für Technologie (KIT) der sogenannte Mehrzweckforschungsreaktor (MZFR). Er war zwar viel kleiner als das AKW Mühleberg, hatte mit 57 Megawatt aber doch eine grössere Leistung als etwa das Hochdruckkraftwerk Ritom im Tessin, das Strom für die Gotthardbahn liefert. Wissenschaftler testeten am MZFR den Betrieb von Kernanlagen. Zudem lieferte der Reaktor Strom für den Campus. Seit 1984 ist der MZFR stillgelegt, seit 1987 befindet er sich im Rückbau. Zuständig dafür ist die WAK Rückbau- und Entsorgungs-GmbH, die im Auftrag des Bundeslands Baden-Württemberg agiert.

## Schutzanzug obligatorisch

Der Besuch in Karlsruhe umfasste eine Besichtigung des ehemaligen Reaktorgebäudes. Das Prozedere, das für den Zutritt nötig ist, hat etwas Absurdes. Alle Besucher müssen die Schuhe wechseln und sich einen weissen Schutzanzug überstreifen. In dieser Montur geht es dann durch eine luftdichte Personenschleuse ins Gebäudeinnere. Zugelassen ist aber nur, wer zuvor eine Erklärung unterschrieben hat, dass er sich der Gefahren in einer radioaktiv kontaminierten Zone bewusst sei.



*Herkulesaufgabe:* Reaktorrückbau bei Karlsruhe.

Nur: Das 36 Meter hohe Reaktorgebäude ist leer. Denn der einstige Reaktor ist schon vor Jahren in kleinste Teile zerschnitten und weggebracht worden. Insgesamt 400 Tonnen Material wurden abtransportiert. 99 Prozent der nach Betriebsende noch vorhandenen Radioaktivität waren damit entfernt. Auch von der ursprünglich zwei Meter dicken Hülle aus Beton und Stahl, die den Reaktor als Schutzschild umgeben hat, ist nur noch ein Teil vorhanden. Ferngesteuerte Roboter haben diesen Schild von innen her abgetragen – nicht nur einige Zentimeter tief, sondern sicherheitshalber gleich einen ganzen Meter. Der Brösel – insgesamt 370 Tonnen – ist ebenfalls längst aus dem Reaktorgebäude weggebracht worden. Man hat ihn dekontaminiert oder sachgerecht für die Endlagerung vorbereitet. Ausgebaut sind im Reaktorgebäude auch sämtliche Rohre – insgesamt von mehreren Kilometern Länge. Um auch letzte Kleinstkontaminationen im früheren Reaktorgebäude zu eliminieren, musste die Rückbaufirma zudem jede Wand, jeden Boden und jede Decke abfräsen. Total waren es gegen 150 000 Quadratmeter.

Mit anderen Worten: Vom Reaktorgebäude ist nur noch das nackte Betongerüst übrig. Strahlenbelastungen finden sich darin so gut wie keine mehr. Möglicherweise würde man sogar stärker radioaktiv belastet, wenn man auf einen Besuch im Gebäude verzichtet und draussen warten würde. Denn im Freien wirkt,

im Gegensatz zum Gebäudeinnern, die kosmische Strahlung.

## Vorsicht Mineralwasser!

Das erwähnte Sicherheitsprozedere ist dennoch Pflicht. Denn das leere Reaktorgebäude gilt so lange als kontaminiert, als es noch nicht nach den Vorschriften des Atomgesetzes freigegeben ist. Die Rückbauer arbeiten derzeit auf diese Freigabe hin. Dazu ist eine weitere Herkulesaufgabe zu verrichten: Jeder Quadratzentimeter der bereits gereinigten Fläche des Gebäudes muss nach allfällig verbliebenen Restbelastungen kontrolliert werden. Die Vorgaben sind rigide. Würde man Mineralwasser über einer Betonfläche ausleeren, gälte diese unter Umständen als kontaminiert. Denn Mineralwasser kann Spuren radioaktiver Substanzen wie Uran oder Radium enthalten.

Insgesamt muss die Rückbaufirma im Reaktorgebäude Hunderttausende Messungen vornehmen und sorgfältig dokumentieren. Die Messgeräte, die dabei zum Einsatz kommen, arbeiten sich Zentimeter für Zentimeter den Wänden entlang. Allein dieses Kontrollprozedere dauert Jahre. Solange das Gebäude aber noch als kontaminiert gilt, müssen die Rückbauspezialisten auch die Abluft aus dem Gebäudeinnern permanent reinigen, als ob diese verseucht wäre. Es dauert vermutlich bis in die 2020er Jahre, bis die leere Gebäudehülle für den normalen Abbruch freigegeben wird.



Atomfachleute nutzen den Abbau des Karlsruher Versuchsreaktors, um diverse Verfahren im Zusammenhang mit dem Rückbau von Atomanlagen zu entwickeln und zu testen. Kommen neue Roboter oder Methoden zum Einsatz, müssen diese ein kompliziertes Bewilligungsverfahren durchlaufen, bei dem mehrere Kontrollstellen und Gutachter beteiligt sind. Bis eine Bewilligung für einen neuen Verfahrensschritt vorliegt, kann es bis zu vier Jahre dauern. Der Abbruch des AKW Mühleberg wird insofern zügiger ablaufen, als wissenschaftliche Erkenntnisse hier weniger im Vordergrund stehen. Grundsätzlich läuft der Rückbau in Mühleberg aber ähnlich wie in Karlsruhe. Auch auf die BKW wartet also eine Mammutaufgabe.

Unbestritten ist, dass man wirklich gefährliche Bestandteile aus stillgelegten Atomkraftwerken mit grösster Sorgfalt behandeln muss. Doch der Aufwand für den Rückbau ist auch darum enorm, weil die Vorgaben in der Schweiz im Umgang mit sehr geringen Kontaminationen ähnlich rigide wie in Deutschland sind. Im Zuge der Revision der Strahlenschutzverordnung, die derzeit läuft, sollen sie gar noch schärfer werden. Der Bund will die massgeblichen Grenzwerte so stark absenken, dass sich die Abfallmenge, die speziell behandelt oder entsorgt werden muss, gegenüber heute glatt verdoppelt (*Weltwoche* Nr. 16/16).

Dabei ist die radioaktive Strahlung, die Mensch und Umwelt aufgrund natürlicher Einflüsse trifft, viel bedeutsamer als allfällige Restkontaminationen von Material aus der Atomwirtschaft oder auch aus der Strahlenmedizin. Teile aber, die wegen der tiefen Grenzwerte als belastet gelten, muss man aufwendig dekontaminieren. Zum Einsatz kommen dabei chemische Substanzen oder mechanische Verfahren wie Hochdruck-Wasserreinigung. Gearbeitet wird in speziellen Schleusen. Das Personal muss dabei ständig Schutzanzüge tragen.

#### Nützlich für AKW-Gegner

So viel Aufwand bringt zwar nur einen bedingten gesundheitlichen Nutzen. Aber er spielt den AKW-Gegnern in die Hände. Je umfangreicher und kostenintensiver der Abbau von Kernanlagen ist, desto einfacher können sie die Atomtechnologie als unverantwortlich und unbezahlbar hinstellen. Tauchen Menschen in Schutzanzügen auf, eignet sich dies zudem bestens, um Ängste vor Radioaktivität zu schüren.

Den Fachleuten, die in Karlsruhe den Versuchsreaktor zurückbauen, ist zwar klar, dass der Aufwand wegen Kleinstkontaminationen unverhältnismässig ist. Doch sie äussern ihre Ansichten höchstens hinter vorgehaltener Hand. Denn sie wissen, dass in der Politik

und in den Medien die Atomgegner das Sagen haben. Und dort sorgt man zuverlässig dafür, dass auch leise Kritik an unsinnigen Massnahmen sofort als verantwortungsloser Druckversuch der «Atomlobby» gebrandmarkt wird.

Selbst wenn der Rückbau des Versuchsreaktors in Karlsruhe einst abgeschlossen ist, sind die Probleme damit nicht vorbei. Beim Abbau anderer Atomanlagen in Deutschland hat sich nämlich gezeigt, dass niemand den freigegebenen Schutt aus Atomanlagen haben will. So wird derzeit im Bundesland Schleswig-Holstein eine Deponie für Schutt aus rückgebauten Anlagen der AKW-Standorte Brunsbüttel und Krümmel gesucht – bisher vergeblich. Denn überall hagelt es Proteste dagegen. Ebenso scheiterte letztes Jahr die Ablagerung von freigegebenem AKW-Schutt in einer Deponie bei Wiesbaden (Hessen). Zuvor hatten grüne Politiker und Umweltschützer verkündet, die geltenden Grenzwerte seien zu hoch und das Material sei gefährlich.

Der Rückbau des AKW Mühleberg soll 2034 beendet sein. Die Kraftwerksbetreiber beabsichtigen, das unproblematische Material aus der Anlage als konventionellen Müll zu entsorgen oder wiederzuverwenden, etwa für den Strassenbau. Bei der BKW sollte man aber gewarnt sein, dass die Zeiten des Hexenglaubens noch nicht vorbei sind. ○

# Der König der Schweiz schüttelt nicht nur Hände

Er packt selber an.

Am Eidgenössischen **Schwing- und Älplerfest**.



# Europas Untergang

Geistig ausgezehrt, vulgär und von politischer Korrektheit gelähmt, steuert die westliche Zivilisation auf den Abgrund zu. Es ist ein finsterner Ausblick, den der britische Arzt und Schriftsteller Theodore Dalrymple skizziert. Doch noch sei nicht aller Tage Abend, ist der heitere Pessimist überzeugt. *Von Urs Gehriger*

Kennen Sie dieses Lachen, das einen packt wie ein Fieberschub? Das, ausgelöst von einem Räuspern, sich vergnügt die Stufen der Heiterkeit hochköchelt, bis es heiser pfeift wie ein Teekessel? So lacht Theodore Dalrymple. Dabei gibt es bei Dalrymples Themen eigentlich gar nichts zu lachen. Der Brite beschäftigt sich mit dem Zerfall unserer Gesellschaft – mit deprimierendem Befund.

Dalrymple heisst eigentlich Anthony Daniels, war Arzt, praktizierte in Schwarzafrika, Südamerika und im Stadtgefängnis von Birmingham. Als Psychiater hat er in die Abgründe der menschlichen Seele geblickt, worauf er aufgewühlt zum Stift griff. Es war der Beginn seiner zweiten Karriere als Schriftsteller, dessen Kulturkritik man in Grossbritannien bisweilen mit jener George Orwells vergleicht. Nun liegt mit «Der Untergang Europas» sein erstes Buch in deutscher Sprache vor.

Beim gemeinsamen Essen in der Ardèche, wo Dalrymple mit seiner französischen Frau wohnt, zerlegte er in flirrender Mittsommerhitze unsere Zivilisation mit geistiger Schärfe, dass man sich, eh das Dessert aufgetischt war, mit einem Bein im Fegefeuer wähnte. Und darin wären wir mit Sicherheit auch verlodert, hätte Dalrymple nicht mit heiterem Pessimismus, einer Prise Sarkasmus und seinem unverkennbaren Lachen das Gemüt stets von Neuem aufgefrischt.

**Seit Jahrtausenden hat unser Kontinent Kriege, Hunger und Massenvernichtung erlebt. Warum, Herr Dalrymple, postulieren Sie ausgerechnet jetzt, nach Jahrzehnten des Friedens und der Wohlfahrt, den Untergang Europas?**

Eigentlich haben Sie recht. Das Leben der meisten Europäer ist befriedigend. Die Frage ist, ob es weiterhin befriedigend sein wird. Intellektuelle Energie, Selbstvertrauen, Erfindungsgeist sind im Niedergang. Frankreich und Grossbritannien, zwei Länder mit der grössten wissenschaftlichen Tradition, haben nun weniger Patente als Südkorea. Die Europäer sind militärisch in kümmerlicher Verfassung. Wir könnten es nicht einmal mit der Türkei aufnehmen. Die sogenannte Union ist ein Verein sehr schwacher Völker. Und der Fakt, dass sie eine Union eingegangen sind, macht sie in gewisser Weise noch schwächer.

**Ist der Wohlstand, in dem wir leben, ein Grund für den Untergang?**

Die beiden Weltkriege haben unser Vertrauen in unsere Zivilisation und Kultur zerrüttet. Was in gewisser Weise verständlich ist, weil die Kriege so katastrophal waren. Aber statt uns darauf zu konzentrieren, Kriege auf unserem Kontinent zu verhindern, was uns bis jetzt gelungen ist, haben wir auch beschlossen, dass unsere Zivilisation wertlos ist. Nehmen wir die Geschichtsschreibung in Grossbritannien und Frankreich, den zwei grössten ehemaligen Kolonialländern.

**«Vorab möchte ich festhalten: Im Gefängnis gab es viel mehr zu lachen als in der Freiheit.»**

Das meiste dreht sich nun darum, welche schlimmen Dinge die beiden angerichtet haben. Es gibt kaum einen würdigenden Blick auf die vielen Errungenschaften.

**Das klingt, als hätte sich eine Portion Selbsthass in unseren Charakter eingeschlichen.**

Selbsthass hat etwas Grandioses. Er ist eine Art von moralischem Exhibitionismus. «Schaut, wie gut wir sind, wir hassen uns selbst!» In viktorianischer Zeit und bis in die dreissiger Jahre hätten wir gesagt: «Alles Gute in der Welt kommt von Europa.» Heute ist es umgekehrt. Eine unzählbare Menge von Büchern und Artikeln sucht die Schuld für die Unruhen im Nahen Osten im britischen und französischen Imperialismus. Als hätte es alle lokalen Akteure nie gegeben, die seither dort gewirkt haben.

**Von wem sprechen Sie eigentlich? Viele Leute teilen diese Meinung nicht.**

Ich spreche von der gebildeten Elite. Sie fühlt sich moralisch und intellektuell überlegen. Und in gewisser Weise ist sie es auch. Sie weiss mehr, sie liest mehr als die meisten Menschen, und sie spricht viel darüber. Aber oft liegt sie total falsch. Dennoch dominiert sie mit ihrer Lehrmeinung den Diskurs.

**Warum erhebt denn niemand Einspruch, wenn die Lehrmeinung so danebenliegt?**

Wissenschaftler fürchten sich, aus ihrer Kaste ausgestossen und zum Paria erklärt zu werden. Wenn du eine dissidente Sicht in Fachzeitschriften oder Medien publizierst, wirst du von Gegnern oft verfolgt. Sie telefonieren dir um drei Uhr morgens. Sie drohen dir, du werdest deinen Job verlieren, falls du

weiterhin deine Meinung kundtun werdest. Wer sich jedoch an die Stammtische setzt, Pubs und Bars frequentiert, bekommt die Volksmeinung zu hören. Besonders beim Thema Migration. Noch immer nimmt die Elite die Ängste nicht ernst, die Menschen quer durch Europa vor der massiven Zuwanderung umtreiben.

**Seit Jahrhunderten hat Europa Flüchtlingsbewegungen erlebt. Ihr Heimatland Grossbritannien nahm französische Hugenotten auf. Deutsche, die vor preussischer Repression flüchteten. Juden, die vor zaristischer Unterdrückung das Weite suchten. Ihre eigene Mutter ist vor den Nazis nach Grossbritannien geflüchtet. Sie alle wurden in ihrer neuen Heimat integriert. Werden die Migrationsängste von heute nicht masslos überzeichnet?**

Es waren nie so viele, und noch nie ging alles so schnell wie heute. Es gibt durchaus eine reale Angst vor diesem nie dagewesenen demografischen Wandel. Wenn man die Menschen danach befragt, sagen sie in ihrer Mehrheit und mit Deutlichkeit, dass sie sich einen markanten Rückgang der Einwanderung wünschen. Doch scheuen sich viele davor, dies ausserhalb ihrer halbprivaten Umgebung offen auszusprechen.

**Und daran sind die Intellektuellen schuld?**

Diese Zurückhaltung wird hervorgerufen durch Intellektuelle der selbsthassenden Sorte. Sie behaupten, eine zu starke Betonung der nationalen Identität habe in der Vergangenheit in die Barbarei geführt. Zweifellos kann Nationalismus dahin führen. Aber ein starkes Nationalbewusstsein kann eine Zivilisation auch enorm beleben. Die destruktive Denkweise herrscht nicht bloss in der intellektuellen Elite vor, sondern auch in der Bürokratie. Sie hat sich als «politisch korrekt» etabliert. Durch ständige Wiederholung haben deren Wortführer dem Rest der Gesellschaft ein Schuldgefühl eingepflegt.

**Sie haben viele Jahre als Psychiater in einem Gefängnis gearbeitet. Die Arbeit hat Sie derart erschüttert, dass Sie beschlossen, darüber zu schreiben. Was haben Sie erlebt?**

Vorab möchte ich festhalten: Im Gefängnis gab es viel mehr zu lachen als draussen in der Freiheit. Ich habe es als ziemlich erfrischend empfunden, dass ich Medizin praktizieren konnte, wie sie meiner Meinung nach praktiziert werden soll. Ich war derjenige, der entschied, was der Patient hatte, und nicht um-



«Ich denke, wir können es ohne Religion schaffen»: Autor Dalrymple.

gekehrt. Draussen werden wir dauernd von den Patienten und Behörden angehalten, Dinge zu tun, von denen wir wissen, dass sie falsch sind. Auch entdeckte ich rasch, wie klischeehaft wir draussen über Gefängnisinsassen denken. So heisst es immer, Häftlinge seien von geringer Intelligenz.

#### Stimmt das nicht?

Gefängnisinsassen schneiden in Intelligenztests durchschnittlich schlechter ab als Leute draussen. Aber ich hatte nie das Gefühl, dass ich meine Sprache und meine Art zu kommunizieren ändern musste, um von den Gefangenen verstanden zu werden. Ich habe mit den Gefangenen genau gleich gesprochen wie jetzt mit Ihnen. Sie begriffen sofort. Ein Beispiel: Ein notorischer Einbrecher, den sie schon manchmal erwisch hatten, kam zu mir und sagte: «Denken Sie, Herr Doktor, dass mein Einbrechertum etwas mit meiner Kindheit zu tun hat?» Ich sagte ihm mit steifer Miene: «Absolut gar nichts.» Natürlich war der Einbrecher total überrascht. Dann fragte er: «Warum tue ich es denn immer wieder?» Worauf ich sagte: «Nun, weil du Dinge willst, aber zu faul bist, sie redlich zu verdienen.»

#### Ist der Einbrecher Ihnen an die Gurgel gesprungen?

Nein, er hat begonnen zu lachen. Die Mehrheit der Häftlinge reagiert mit Humor, wenn man offen mit ihnen spricht. Auf eine Art ist es für sie eine Erleichterung, dass ihnen jemand die Wahrheit sagt.

#### Ihr Argument, wer kriminell ist, sei einfach zu faul für die Ehrlichkeit, überzeugt mich nicht. Stellen Sie sich eine zerrüttete Familie vor. Der Vater trinkt, die Mutter schlägt das Kind. Gerät ein solches Kind nicht viel eher auf die schiefe Bahn als ein Kind aus gutem Hause?

Natürlich gibt es eine häufigere Straffälligkeit bei Kindern, die in einem zerrütteten Haus aufgewachsen sind. Aber diese Häufigkeit produziert keine Kausalität. In Grossbritannien essen 20 Prozent der Kinder keine Mahlzeit zusammen mit einem anderen Mitglied des eigenen Haushalts. Es ist nicht überraschend, dass diese Kinder in asozialer Art aufwachsen. Sie lernen keine Kommunikation, keinen Respekt, keine Manieren. Sie lernen nicht, dass eigene Interessen zum Wohle der Gemeinschaft manchmal zurückgestellt werden müssen. Dennoch kommt eine überwältigende Mehrheit solcher Kinder nicht auf die schiefe Bahn. Sie haben die Freiheit, ihr Schicksal in die eigene Hand zu nehmen, nicht absolut verloren. Es ist härter für sie, aber man kann nicht sagen: «Vater Trinker + Mutter Hure = Kind Verbrecher.»

Für Dalrymple sind Gefängnisse keine Inseln der gescheiterten Seelen. Zwischen dem Ver-

halten von verurteilten Verbrechern und «normalen» Menschen in der Freiheit gebe es zahlreiche Parallelen. Zum Beispiel, dass man die Schuld für persönliches Fehlverhalten der «Gesellschaft» in die Schuhe schiebe. Die Wurzel des Übels sieht Dalrymple im Wohlfahrtsstaat. «Im Wohlfahrtsstaat werden Männer beispielsweise von jeglicher Verantwortung für ihre Kinder befreit», schreibt Dalrymple in seinem Buch: «Der Staat wird zum Vater des Kindes. Der biologische Vater kann daher ganz unbehelligt all seine Einkünfte als Taschengeld verwenden, für Unterhaltung und kleine Vergnügungen. Er wird so auf den Status eines Kindes reduziert, eines verdorbenen Kindes indes, das über die physischen Fähigkeiten eines Mannes verfügt: launenhaft, fordernd, nörgelnd, egozentrisch und auch gewalttätig, wenn es nicht nach seinem Willen läuft. Die Gewalt eskaliert und wird zur Gewohnheit. Ein verdorbener Balg wird zum üblen Tyrannen.»

#### Was ist bei der Erziehung entscheidend, damit ein Kind mental gesund aufwächst?

Ich mag die Idee von der «mental Gesundheit» nicht. Die Leute denken darüber wie über einen sauberen Küchenschrank. Das Wichtigste ist die Zeit, die die Eltern ihren Kindern widmen. In Grossbritannien habe ich beobachtet, dass viele Eltern zu denken scheinen, gute Erziehung bedeute, dem

#### «Auffällig ist, dass viele Schwarze während ihrer Haft zum Islam konvertieren.»

Kind so viele materielle Dinge zu geben, wie es begehrt. Gemäss Statistik haben drei Viertel der britischen Kinder einen Fernseher im Kinderzimmer. Mit anderen Worten: Mehr Kinder haben einen Fernsehapparat vor dem Bett als ihren biologischen Vater im Elternhaus. Das Kernproblem lautet: Viele Eltern sehen Kindererziehung nicht als eine Pflicht.

#### In Frankreich liegt der Fokus nach den wiederholten Terroranschlägen besonders auf den Gefängnissen. Sie sind bekannt als Brutstätten der Rekrutierung für Islamisten. Haben Sie ähnliche Beobachtungen gemacht?

Ich wurde 2005 pensioniert. Damals war das Problem noch nicht so virulent. Während meiner Zeit waren muslimische Gefangene kaum religiös. Sie haben nicht gebetet. Sie fragten nicht nach Halal-Essen. Sie haben den Gefängnis-Imam nicht eines Blickes gewürdigt. Sie haben nicht gefastet. Die einzige Ausnahme war, wenn sie vor Gericht erscheinen mussten. Dann sagten sie, sie hätten nichts gegessen und seien nicht stark genug, um vor den Richter zu treten. Aber einmal hatte ich einen Patienten, der mir offen sagte, er wolle Selbstmordattentäter werden.



«In Hot Pants auf Besuch»: muslimischer Häftling.

#### Wie haben Sie reagiert?

Ich habe ihm ganz genau zugehört und ihn dann bei der Polizei gemeldet.

#### Bekommt man als Psychiater mit, wenn ein Gefangener zum Islam konvertiert?

Man sieht die Transformation zuerst an ihren Freundinnen. Zuerst kommen sie in Hot Pants auf Besuch. Dann plötzlich tauchen sie im Vollschleier auf. Da weiss man, dass der Freund konvertiert ist. Auffällig ist, dass viele Schwarze während ihrer Haft zum Islam konvertieren. Der Grund ist, so meine Überzeugung: Sie wollen nicht eingestehen, dass sie sich der weissen Gesellschaft untergeordnet haben. Sie wissen, dass sie mit dem Islam der westlichen Gesellschaft einen Schrecken einjagen können.

Dalrymple kritisiert, dass die westliche Gesellschaft sich vom Aufstieg des radikalen Islamismus in Europa völlig habe überrumpeln lassen. «Weil diese Ideologie so sehr die Rückkehr zur islamischen Reinheit betonte und sich ganz offensichtlich und lautstark gegen die Moderne wandte, bemerkten viele Leute nicht, wie modern das Phänomen des Islamismus eigentlich war, nicht nur zeitlich, sondern auch in geistiger Hinsicht.» Das lasse sich anhand der Lektüre eines der Grundtexte des Islamismus erkennen, anhand von Sayyid Qutbs «Meilensteine» aus dem Jahr 1964. Darin schreibt Qutb: «Das Zeitalter der westlichen Welt geht hauptsächlich deswegen zu Ende, weil es ihr nun an genau jenen sinnstiftenden Werten mangelt, welche den Westen einst dazu brachten, die Welt zu beherrschen.»

#### Hält uns Qutb nicht den Spiegel vor? Jene «sinnstiftenden Werte», welche den Westen



«Blasierte Angeberei, Selbstdarstellung und Hemmungslosigkeit»: Party in Blackpool.

**einst zur Hochblüte führten, fehlen uns heute tatsächlich mehr und mehr.**

Ein Teil seiner Kritik ist berechtigt. Aber das heisst nicht, dass Qutb eine Antwort auf den Werteverlust hat. Ich verbringe mein Leben lieber mit einer Horde linker *Guardian*-Leser als mit fanatischen Muslimen.

**In der christlichen Kirche ist die Verunsicherung angesichts der Islamisierung der westlichen Gesellschaft gross. Der frühere Erzbischof von Canterbury, Rowan Williams, sagte allen Ernstes, dass die Aufnahme eines Teils der islamischen Scharia in das britische Rechtssystem «unvermeidlich erscheint». In einer multikulturellen Gesellschaft sollten Menschen wählen dürfen, unter welcher Rechtsprechung sie leben möchten. Wie erklären Sie sich diesen grotesken Hang zur Kapitulation?**

Das Schreckgespenst von Hitler jagt noch heute durch Europa. Nach der Brexit-Abstimmung haben viele Medien und Politiker suggeriert, alle, die für den EU-Austritt Grossbritanniens votierten, seien gewaschene Fremdenhasser – als ob es in Europa nichts anderes gäbe als die Regeln dieses Luxemburgers, wie heisst er schon wieder?

**Juncker.**

Genau. Nehmen wir den Mann, der in Nizza 84 Menschen mit einem Lastwagen ermordete. Er kam aus Tunis, es gab absolut keinen Grund, ihm die Einreise nach Frankreich zu gestatten. Warum braucht ein Land mit mehr als zehn Prozent Arbeitslosen einen Tunesier ohne Qualifikationen?

**Sie meinen, unqualifizierte Migranten aufzunehmen, sei nicht im nationalen Interesse der Europäer?**

«Nationales Interesse» – nehmen Sie sich in Acht! Das ist ein schlimmer Ausdruck. Wehe dem, der ihn ausspricht, er wird sogleich an den Pranger gestellt. Politiker und Leitmedien sagen, prioritär aus nationalem Interesse zu handeln, sei ein gefährlicher Pfad, der beim Front national ende. Oder bei Hitler. Oder bei Trump, der fordert: «America first.»

Als besonders markantes Symptom von Europas Zerfall nennt Dalrymple die galoppierende Vulgarität. Unsere Gesellschaft – und die britische im Besonderen – befinde sich in rapidem Wandel von der Selbstbeherrschung zur Zügellosigkeit. Hooliganismus und Koma-Saufen seien die offensichtlichsten Beispiele der grasierenden Untugend, die weite Teile der Zivilisation erfasst habe. «Eine Extravaganz bei der Gestik, eine Heftigkeit des Ausdrucks, blasierte Angeberei, Selbstdarstellung und Hemmungslosigkeit sind die Eigenschaften, die man nun bewundert, während man die alte Bescheidenheit verachtet.» Der Pegelstandsmesser der Vulgarität seien Tätowierungen, so Dalrymple. Ein Drittel aller britischen Männer habe ein Tattoo. Was als verwegener Individualismus begonnen habe, sei zum banalen Massenphänomen ausgewachsen.

**Was muss man heute tun, um seine Individualität auszudrücken?**

Dass man anders sein will, ist in sich selbst eine sehr destruktive Vorstellung. Vielleicht war ich sehr privilegiert, aber ich hatte nie ein solches Problem, denn ich war immer ein bisschen seltsam. Es ist natürlich für mich, etwas schräg zu sein.

**Fühlten Sie nie das Bedürfnis, ein bisschen zu rebellieren?**

Nein, aber heute fühle ich mich wie ein Rebell, wenn ich eine Krawatte anziehe.

**Heute fällt man auf, wenn man galant ist.**

Und wird möglicherweise angeprangert als Chauvinistenschwein. Im Ernst, Bescheidenheit oder Anstand sind heute keine Tugenden mehr. Wird heute ein Job ausgeschrieben, schneiden die Bewerber unglaublich auf. Man muss sich und seine Fähigkeiten in unappetitlicher Weise aufblasen, um eine Chance zu haben.

**Herr Dalrymple, sehen Sie gar keine Chance, Europa zu retten?**

Eine Renaissance kann man nicht planen. Dennoch schliesse ich nicht aus, dass wir es irgendwie schaffen könnten, uns aus dem Sumpf zu ziehen. Intellektuelle müssen eine Schlüsselrolle spielen. Sie müssen ehrlicher sein. Sie müssen gegen die Zwänge ihrer Kaste revoltieren. Politische Korrektheit muss verschwinden. Man muss die enormen Errungenschaften unserer Zivilisation wieder wertschätzen. Fragt man beispielsweise Passanten auf der Strasse, wie hoch die Lebenserwartung im Jahr 1900 war, hat niemand eine Ahnung. Und kaum jemand weiss, warum sie massiv gestiegen ist. Wir brauchen eine gebildete, engagierte und bescheidene Gesellschaft. Heute ist das grösste Ziel eines Jungen, Fussballidol wie Pogba zu werden oder ein Musikstar. Wir brauchen eine transzendente Aufgabe. Etwas, das grösser ist als das Selbst, jenseits des eigenen Lebens.

**Eine Rückbesinnung auf die Religion?**

Ich kann diese Frage nicht beantworten, da ich selbst nicht religiös bin. Es könnte die Religion sein. Aber das Problem ist: Für uns ist die Religion tot. In Grossbritannien jedenfalls ist sie am Ende. Die Aussagen des früheren Erzbischofs von Canterbury zeigen dies. Ich denke, wir können es ohne Religion schaffen.

**Auch wenn die Religion unter Muslimen einen ungebrochen starken Einfluss hat?**

Auch der Islam ist im Zerfall. Er tritt stark auf wie einst der Kommunismus, im Kern ist er aber schwach. Aus ihm keimt keine Innovation. Wenn in den letzten 500 Jahren kein einziger Muslim gelebt hätte, müssten wir heute dennoch auf keinen einzigen technischen Fortschritt verzichten. Der Islam ist fragil, weil er keine Kritik duldet. Ein Muslim, der die Religion hinterfragt, wird verfolgt. Am Tag, an dem diese Kritik substantiell an Boden gewinnt, wird der Islam in sich zusammenbrechen.

Theodore Dalrymple (bürgerlicher Name: Anthony Daniels), 66, ist britischer Arzt und preisgekrönter Schriftsteller. Der Sohn eines kommunistischen Geschäftsmannes mit russischen Wurzeln und einer deutschen Jüdin war bis 2005 Psychiater im Winson-Green-Gefängnis von Birmingham. Dalrymple schreibt als Kolumnist für zahlreiche englischsprachige Zeitschriften und ist Autor von rund zwei Dutzend Büchern. Sein neuestes Werk trägt den Titel «Der Untergang Europas» und ist soeben im Lichtschlag-Buchverlag herausgekommen.

# Putin ist an allem schuld

In der Ukraine steigen die Spannungen, aber Kiew kann sich weiter auf den blinden Schutz des Westens verlassen.

Von Thomas Fasbender



Auf Augenhöhe mit den USA: Präsident Putin (M.).

Für die journalistischen Megafone der «freien Welt» im Westen gibt es keine Zweifel: Sie wissen immer genau, wer gut und wer böse ist. In einer Tageszeitung wie der *Welt* fließen Worte wie Schauerpropaganda, Schamlosigkeit und terroristische Willkürherrschaft wie geölt über die Seiten – sofern sie als Attribute der aggressiven Russen dienen.

Das ist keine Ausnahme in den martialischen Berichten, die den Unvoreingenommenen das Frösteln lehren: Putin ist immer der Böse. «Georgien liess er 2008 im August angreifen», will uns die *Welt* glauben machen, wo doch längst feststeht, dass der Aggressor damals Micheil Saakaschwili hiess und georgischer Präsident war. Auch die *Frankfurter Allgemeine* stimmt in den Chor ein: «Putin könnte den Konflikt [den ukrainischen Bürgerkrieg] mit einem Fingerschnippen beenden, wenn er wollte», meint sie. Oh, wenn die Welt so einfach wäre. Aber Unwahrheiten, Halbwahrheiten und verdrehte Tatsachen charakterisieren auch diesen Ost-West-Konflikt.

Der Unvoreingenommene hat wirklich einen schweren Stand. Fakt ist: «Minsk II», der Friedensfahrplan vom Februar 2015, kommt seit vergangenem September nicht von der Stelle. Damals hätte die Oberste Rada, das ukrainische Parlament, eine Autonomieregelung für die aufständischen Gebiete verabschieden sollen.

So verlangt es der vierte von dreizehn Punkten der Minsker Traktandenliste. Doch die Abgeordneten weigern sich bis heute. Politischer Druck aus dem Westen bleibt aus, dort vernebelt man die Kausalitäten mit dem Argument, Russland habe die Kontrolle der ukrainischen Aussegnen durch die Kiewer Regierung nicht wieder zugelassen. Unterschlagen wird in dieser Argumentation, dass dieser Schritt auf der Minsker Agenda erst an neunter Stelle folgt – lange nach der Festschreibung der Autonomie.

Die Spannungen zwischen Moskau und Kiew wachsen exponentiell. Im Juli lag die Opferzahl auf beiden Seiten der Bürgerkriegsfront höher als seit Jahresbeginn 2015. Gerüchte machen die Runde, Kiew plane nach dem Unabhängigkeitstag am 24. August eine militärische Offensive.

In der Nacht zum 7. August kam es zu Schusswechseln an der ukrainischen Festlandgrenze zur Krim. Russische Medien berichteten von drei aus der Ukraine eingedrungenen Kommandos, darunter Bewohner der Halbinsel, die in der Ukraine ausgebildet worden seien, um auf der Krim Bombenanschläge zu verüben. Präsentiert wurden Sprengstoff, Waffen und ein angeblicher Gefangener. Die ukrainische Seite dementierte sofort und umfassend. Eindeutige Beweise gibt es nicht; nur Eingeweihte wissen, ob das Ganze nicht ein Konstrukt russischer Geheimdienste ist.

Es gibt verschiedene Erklärungsmodelle: Die Vorfälle seien eine Aktion nationalistischer ukrainischer Freikorps gewesen. Russische Deserteure und Armeeeinheiten hätten aufeinander geschossen. Es handele sich um ein russisches *false flag*-Manöver – mit anderen Worten: in den ukrainischen Uniformen steckten Russen. Oder der ukrainische Geheimdienst plane wirklich, im Vorfeld der russischen Parlamentswahlen Mitte September auf der Krim Panik zu schüren. Für jede Version finden sich Motive. Wobei das im Westen gern kolportierte Motiv, dass der Kreml derartige Vorfälle nutze, um innenpolitischen Unmut auf ausländische Gegner zu projizieren, am fragwürdigsten ist. Putin reitet seit Monaten auf einer Zustimmungswelle von über 80 Prozent. Ausserdem: Ginge es nach zynischer Geheimdienstlogik darum, das Volk hinter die Regierung zu scharen, wären Terrorakte im Landesinneren ein wesentlich probateres Mittel als riskante auswärtige Konflikte.

## Moskau ist saturiert

Gibt es überhaupt vernünftig nachvollziehbare Gründe für eine russische militärische Expansion? Bei Licht besehen ist Moskau, was die Ukraine betrifft, saturiert. Die Krim ist «heim im Reich», und der eingefrorene Konflikt im Donbass sorgt dafür, dass der Westen an seiner jüngsten Trophäe keine unbeschränkte Freude hat. Weiterreichende Ziele wie Noworossija oder die Landbrücke zur Krim, beide nur mit viel Blut zu erkaufen, wurden schon im Frühjahr 2014 von nicht einmal 15 Prozent der russischen Bevölkerung geteilt. Und nicht zuletzt hat es der Kreml mit seiner Nahostpolitik geschafft, den USA wieder auf Augenhöhe zu begegnen. Wofür das alles riskieren?

Nicht saturiert sind hingegen die Interessen Kiews. Die Krim ist verloren, die Ostukraine ein Schwelbrand, die Wirtschaft schrumpft. Für die Welt gibt es Wichtigeres als den slawischen Bruderstreit. Präsident Poroschenkos einziger Trumpf ist die Loyalität des Westens, dessen führende Politiker seinem Land jede Schandtats nachsehen, wenn es darum geht, Russland Paroli zu bieten. Jetzt rollen die Panzer: die ukrainischen nach Süden, die russischen auf die Krim. Kommt es zum Showdown, kann Kiew mit massiver finanzieller und militärischer Unterstützung des Westens rechnen. Der Kriegsschuldige steht in dessen Augen schliesslich schon fest.

Thomas Fasbender ist der Autor des Buchs «Freiheit statt Demokratie. Russlands Weg und die Illusionen des Westens» (Manuscriptum 2014, 368 S., Fr. 28.90).

# Die Rattenfängerin von Rom

Die Römer bezahlen weltweit die höchsten Müllabfuhrgebühren. Dennoch ist Rom eine der schmutzigsten Hauptstädte des Westens. Die sich zuspitzende Müllkrise ist die Feuertaufe der neuen Bürgermeisterin Virginia Raggi vom Movimento 5 Stelle. Von Nicholas Farrell

In Rom gibt es so viele prachtvolle Bauten und Ruinen, dass man über die Genialität der Italiener nur staunen kann. Die Ewige Stadt ist jedoch mit einer so gigantischen Korruption geschlagen, dass man verzweifeln muss angesichts des moralischen Sumpfs, in dem ihre Einwohner leben. Die Korruption kann man nicht sehen, aber die Folgen sind unübersehbar und steigen einem in die Nase – die Berge von Müll mitten in der Stadt, die den süßlich-faulen Gestank einer verwahrlosten Stadt verströmen. Es gibt so viele Ratten in Rom (zwei auf jeden der 2,8 Millionen Einwohner), dass sich die Kinder ein neues Spiel namens Rattenzählen (*Contiamo i topi*) ausgedacht haben.

Angewidert von der allgemeinen Verlogenheit und Inkompetenz, ihre eigene natürlich ausgenommen, haben die Römer bei den Bürgermeisterwahlen im vergangenen Juli die etablierten Parteien abgestraft und sich für Virginia Raggi entschieden, die Kandidatin der populistischen Protestpartei Movimento 5 Stelle (M5S), eine bildschöne 38-jährige Rechtsanwältin, geschiedene Mutter eines fünfjährigen Sohns und begeisterte Töfffahrerin (sie besass einmal eine Honda 400 VF).

Die Fünf-Sterne-Bewegung wurde 2009 von dem Komiker Beppe Grillo ins Leben gerufen, der mit seiner Parole «Vaffa!» (Verpissst euch!) so ziemlich alles ablehnt, ausgenommen Windkraftanlagen und das Internet. Der bärtige Demagoge predigt einen neofaschistischen Mix aus linken und rechten Sprüchen. Er ist beispielsweise gegen den Euro und gegen die Aufnahme von Bootsflüchtlingen, aber auch gegen Medien, Banken und Big Business. Bei der ersten Parlamentswahl 2013 schnitt der M5S mit 25,6 Prozent der Stimmen zwar besser ab als jede andere Partei, aber es reichte nicht, um eine Regierung bilden zu können.

## Hochverschuldet und korrupt

Rom ist also der erste grosse Test (M5S gewann im Juni auch in Turin und hatte vorher bereits Parma und Livorno erobert). Wenn die Partei in Rom keine Erfolge vorweisen kann, worauf der sorgengeplagte Ministerpräsident Matteo Renzi natürlich hofft, wird sie auf der nationalen Ebene wohl nicht viel ausrichten können.

Die Müllkrise ist die Feuertaufe der frischgebackenen glamourösen Bürgermeisterin. Sie hat eine Kommunalverwaltung übernommen, die hochverschuldet (13 Milliarden Euro) und in endemische Korruption verstrickt ist, hinter der die Mafia steht. Hunderte von städtischen

Angestellten, die öffentliche Aufträge vergeben, unter anderem im Bereich der Müllabfuhr, stehen im Zentrum umfangreicher Ermittlungen gegen die Hauptstadtmafia. Ein Viertel der städtischen Beschäftigten erscheint regelmässig nicht zur Arbeit. Die Bürgermeister Roms waren mit einer Ausnahme jahrzehntlang Linke, auch der letzte, ein Chirurg, der 2015 wegen eines Mafiaprozesses den Hut nehmen musste.

Die städtische Müllabfuhr beschäftigt 7800 Mitarbeiter, darunter 50 Gewerkschaftsfunktionäre und 1200 Personen, die sich bei voller Lohnfortzahlung einen Lenz machen können, weil sie laut Arztattest «ungeeignet» sind für eine Tätigkeit bei der Müllabfuhr. Zuletzt zahlte die Stadt jährlich 4 Millionen Euro an Subunternehmer für die Altpapierentsorgung. Altpapier ist wertvoll; dank dem Ministerialbeamten, der Rom bis zu den Wahlen im Juni kommissarisch verwaltete, zahlen Altpapierverwerter nun jährlich 3 Millionen Euro an die Stadtverwaltung – die Kommune spart 7 Millionen Euro ein. Doch in diesem Sommer liegt mehr Müll auf den Strassen als je zuvor, was den Schluss nahelegt, dass das System unter den Leuten mit Mafiakontakten besser funktionierte.

Vielleicht deswegen hat Signora Raggi beschlossen, Paola Muraro zur Chefin ihrer Umweltbehörde zu ernennen; sie hat seit 2004 als Beraterin für das städtische Müllunternehmen

gearbeitet. Signora Muraro, sagt die neue Bürgermeisterin, wisse am besten, wo die Leichen im Keller liegen.

Die Römer bezahlen weltweit die höchsten Müllabfuhrgebühren – dennoch gilt Rom als die schmutzigste Hauptstadt des Westens. Es gibt keine Verbrennungsanlagen, nur kleine Mülldeponien. Die Stadt schafft den Müll für viel Geld in andere Regionen Italiens oder für noch mehr Geld ins Ausland.

Während des Wahlkampfs zu den Bürgermeisterwahlen schlug ein Kandidat vor, zur Lösung der Rattenplage eine halbe Million Katzen aus China zu importieren. Rom war einst berühmt für seine herumstreunenden Katzen – inzwischen sind sie infolge eines Sterilisierungsprogramms eine gefährdete Art.

Eine Armee chinesischer Katzen würde das Ratten-, nicht aber das Müllproblem lösen. Gewiss, Raggi ist eine Rattenfängerin, aber sie hat die Römer verzaubert, nicht die Katzen. Dringender als eine Zauberflöte braucht sie einen Zaubertrick. Wie Vittorio Feltri kürzlich in der Mailänder Tageszeitung *Libero* schrieb: «Ich persönlich glaube, dass die *pentastellati* (Mitglieder des M5S) letzten Endes scheitern werden, schlicht und einfach, weil sie Italiener sind.»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Der erste grosse Test: Virginia Raggi (l.), Paola Muraro.



«1 Meter 67, ohne Absätze»: Bernard Cazeneuve.

## Frankreich brennt

Ein Land im Taumel: Innenminister Bernard Cazeneuve führt den Kampf gegen den Terrorismus zunehmend als Konterrevolution gegen die Errungenschaften des Mai 1968.

Von *Jürg Altwegg*

Am Vorabend des Nationalfeiertags Quatorze Juillet erschien im *Journal officiel*, dem Amtsblatt der Republik, eine merkwürdige Bekanntmachung: Angekündigt wurde die Schaffung eines neuen Ordens, der in Form einer «Medaille der nationalen Anerkennung für die Opfer des Terrorismus» vergeben wird. Eigentlich wollte Staatspräsident François Hollande die Toten posthum in die Ehrenlegion aufnehmen. Doch die *Légion d'honneur* ist Verdiensten für Frankreich vorbehalten.

### Verunsicherung und Hilflosigkeit

Man wird die Medaille für die Opfer des 13. Novembers auch jenen des Attentats von Nizza am Tag nach der Verlautbarung verleihen. Die beiden während der Fussball-Europameisterschaft gemeichelten Polizisten haben ebenso Anrecht auf sie. Genauso wie der Priester

Jacques Hamel, dem während der Messe die Kehle durchgeschnitten wurde.

Ist es in Frankreich eine Fatalität und eine Ehre, Opfer des Terrorismus zu werden? Geht es um die Trauer oder den Trost der Nation? Um ein Schuldbekenntnis? Handelt es sich um den perversen Exzess der staatlich betriebenen, zur Ideologie gewordenen Kultur des historischen Erinnerns und Büssens für Vichy und den Kolonialismus? Sie ist die Hauptursache für die Identitätskrise der Republik. Ihre neue Legion für die Toten des Terrorismus, die zu verhindern doch wohl eher der primäre Anspruch der Politik sein müsste, zeugt von der Verunsicherung und Hilflosigkeit Frankreichs, dessen Premierminister Manuel Valls nach jedem neuen Attentat erklärt: «Es wird weitere Anschläge geben. Weitere Unschuldige werden ihr Leben verlieren.»

Einen solchen Satz würde Bernard Cazeneuve nie formulieren. Er wurde nach Valls' Berufung zum Kabinettschef dessen Nachfolger im Innenministerium. Schon der Einzug des in der Öffentlichkeit unbekannteren Politikers in die erste Regierung des frischgewählten Präsidenten Hollande war eine Überraschung. Als Parlamentarier hatte Cazeneuve die Kommission geleitet, die den Anschlag in Karachi untersuchte, bei dem zehn Franzosen ums Leben gekommen waren. Das Attentat hatte keinerlei religiöse Motive, es war ein Racheakt wegen nicht bezahlter Kommissionen bei einem Waffenhandel und wird von Paris noch immer als militärisches Staatsgeheimnis behandelt.

Cazeneuve wurde zunächst Europaminister, obwohl er 2005 das Projekt einer europäischen Verfassung abgelehnt hatte. «Damals zeichne-



te sich bereits ab, was wir heute erleben: die Abkehr der Völker von Europa.»

Der gemässigte Sozialist entstammt einer der Republik und dem Laizismus verpflichteten Familie. Der Vater war Lehrer, die Mutter Beamtin. Cazeneuve hat politische Wissenschaften studiert und später als Anwalt gearbeitet: «Je komplizierter und verstrickter sie sind, umso mehr liebe ich die technischen Dossiers, mit denen man sich nur unbeliebt machen kann.» Er gilt als trockener, unscheinbarer Bürokrat, dem theatralische Auftritte fremd sind – keine schlechten Voraussetzungen für einen Innenminister.

Cazeneuve hat das Portefeuille kurz vor dem Attentat auf *Charlie Hebdo* und den jüdischen Supermarkt übernommen. Seither ist er fast täglich im Fernsehen – in den immergleichen monotonen Einstellungen: Am Tatort steigt er seiner gepanzerten Limousine, umgeben von Bodyguards, die ihn um einen Kopf überragen, umstellt von Mikrofonen. «1 Meter 67, ohne Absätze», frotzelt er über seine nicht besonders imponierende Körpergrösse und verspottet im gleichen Zug den noch kleineren Sarkozy, der ebenfalls Innenminister war und seine napoleonische Statur durch das Tragen erhöhter Schuhe aufmöbelt.

### Bildung einer Nationalgarde

Bis zum Attentat von Nizza hat Cazeneuve seine Rolle weitgehend fehlerfrei gespielt und mit seiner verbalen Zurückhaltung zumindest im Kampf gegen die innere Verunsicherung mehr geleistet als Hollande und Valls, der sich Wortgefechte mit den Intellektuellen – Schriftsteller Michel Houellebecq, Philosoph Michel Onfray – lieferte. Nach den Anschlägen von Paris wurden Molenbeek und die belgi-

schen Behörden Ziele der Schuldzuweisungen. Der Mörder des Priesters Hamel aber war der französischen Justiz als mutmasslicher Terrorist bekannt und trug eine elektronische Fussfessel. Über die Verantwortung des Lastwagenattentats am Nationalfeiertag stritt sich Cazeneuve tagelang mit einer Stadtpolizistin aus Nizza, die dem Minister unterstellte, er habe sie zu Falschaussagen über die Absicherung der Promenade des Anglais anstiften wollen. Bei den gegenseitigen Vorwürfen zwischen dem links regierten Staat und der rechtsbürgerlichen Stadt handelte es sich um eine peinliche Form der politischen Instrumentalisierung. Der nationale Konsens ist zerbrochen. Vom Geist der landesweiten Massendemos «Je suis Charlie» ist nichts mehr zu spüren.

Umgehend hat François Hollande den Ausnahmezustand, dessen Ende er in seiner Rede zum Quatorze Juillet gerade angekündigt hatte, verlängert. Er versprach die Bildung einer Nationalgarde, wie sie erstmals am 13. Juli 1789 in Paris aufgestellt worden war, wo sie einen Tag vor dem Sturm auf die Bastille die öffentliche Ordnung hätte garantieren sollen. 1871 hatte sie den Aufstand der Pariser Kommune auf brutale Weise niedergeschlagen. Die neue *Garde nationale* soll bis in drei Jahren über 84 000 Aktivisten verfügen, hat Cazeneuve inzwischen präzisiert. Auch die Reservisten der Gendarmerie hat er mobilisiert.

Mit seiner Offensive will Frankreichs Innenminister jetzt auch durchsetzen, was dem FBI – das von Apple die Entschlüsselung des iPhone des San-Bernardino-Attentäters verlangte – und der britischen Regierung nicht gelang: Er fordert die Schlüssel zur Entzifferung der Internet-Kommunikation und deren Überwachung. Solche Anliegen sind in Frank-

reich mit seinem autoritären Staatsverständnis leichter durchzusetzen als in modernen Demokratien. Die Mörder von Jacques Hamel lernten sich erst wenige Tage vor der Tat über Telegram Messenger kennen. Am 23. August wird Cazeneuve die Pläne dem deutschen Kollegen Thomas de Maizière schmackhaft machen, «um eine europäische Initiative für einen internationaleren Aktionsplan zu lancieren».

### Vertrauen in die Generäle

Der loyale Cazeneuve ist zur zentralen Figur in Hollandes Regierung geworden. Ferien von der Front gab es für ihn keine. Cazeneuve war in Marseille, umschwirrt von den Kameras, wo die schlimmsten Waldbrände seit zwanzig Jahren die Wohngebiete bedrohten. Und in

### Dreimal jährlich soll der Ernstfall eines Attentats an den Schulen durchgespielt werden.

Lourdes, wo nach der Ermordung des Priesters Hamel für die Wallfahrt der Katholiken nach Lourdes zu Mariä Himmelfahrt am 15. August besondere Sicherheitsvorkehrungen getroffen wurden.

Für den Schulbeginn erarbeiten das Innen- und das Unterrichtsministerium einen Sicherheitsplan, der auch bauliche Schutzmassnahmen vorsieht. Dreimal jährlich soll der Ernstfall eines Attentats durchgespielt werden: Die Schüler müssen lernen, in verbarrikadierten Schulzimmern dreissig Minuten lang unbeweglich auf dem Boden zu liegen oder in Kauerstellung zu verharren – auch im Kindergarten. Auf dem Stundenplan steht fortan für Zwölfjährige die Erste Hilfe. Jugendliche, bei denen der Prozess der Radikalisierung begonnen hat, sollen erkannt und gemeldet werden.

Der Zentrumspolitiker François Bayrou will es nicht bei der neuen Nationalgarde und der personellen Aufstockung der Polizei belassen. Er plädiert für die Rückkehr zum obligatorischen Militärdienst, der vor zwei Jahrzehnten von Präsident Jacques Chirac abgeschafft wurde. Die Armee wird in den Zeiten des Krieges gegen den Terrorismus nicht nur für die innere Sicherheit gebraucht. Der ehemalige Unterrichtsminister Bayrou begründet seinen Vorschlag mit ihrer Bedeutung für den sozialen und nationalen Zusammenhalt. Die Armee ist populär, auch bei den Linken, die Zahl der Freiwilligen steigt. Die Generäle geniessen ein Vertrauen, das die Politiker verloren haben. Frankreich führt den Kampf gegen den Terrorismus zunehmend als kulturelle Konterrevolution gegen die Errungenschaften des Mai 68. Mit ihm begann die Emanzipation der Minderheiten und ihre Identität als Opfer der Republik. ○



**Keine Ferien von der Front:** Cazeneuve besucht Antiterrorereinheit in Cannes.



*Säkular sakrale Auszeit: Bolt in Rio.*



## Ikone der Woche

# Im Körper eines Halbgotts

Von Hans Ulrich Gumbrecht

Niemand wollte diese Olympiade noch, als der späte Sommer kam: In Europa hatten sich Terroristen den Alltag unterworfen, eine der ganz grossen Sportnationen war des Staatsdopings überführt worden, und das Gastland Brasilien hatte, seit ihm die Spiele anvertraut wurden, einen Abstieg vom Sonnenmoment seiner jüngeren Geschichte zum wirtschaftlichen und politischen Tiefpunkt durchgemacht. Wer wollte da – live oder in medialer Übertragung – eine ununterbrochene Reihe sportlicher Wettkämpfe sehen, von denen die meisten Disziplinen zwischen den olympischen Jahren keinerlei Interesse finden?

Und waren nicht die olympischen Parolen von der Teilnahme, die wichtiger sei als der Sieg, von den sauberen Amateursportlern und von einer «Jugend der Welt», die sich im Internationalismus umarmen soll, ohnehin ganz unerträgliche Phrasen geworden, ausgeleiert bis zur Groteske? Die Eröffnungsfeier in Rio mit ihrer nicht so recht zündenden Showversion zur eigenen Landesgeschichte schien solche Bedenken nur zu bestätigen. Bis zur Peinlichkeit gesteigert wurden sie dann von den unbeholfenen Anrufungen der Olympia-Ideale durch den deutschen IOC-Präsidenten Thomas Bach.

### Lebendige Statue

Aber dann brach sich doch eine Euphorie Bahn, zuerst verhalten, aber am Ende ungehemmt: Ein ganz unwahrscheinlich gewordener Stolz des brasilianischen Publikums auf sich selbst kam auf, offene Freundschaft für all die Sportler- wie Zuschauer-Gäste wurde angeboten – und am Ende des Einmarsches der Nationen kristallisierte sich ein Moment von Menschheitsliebe für die Mannschaft der nationenlosen Flüchtlinge. Vielleicht haben wir ja die in säkularer Weise sakrale Auszeit der zwei olympischen Wochen noch nie derart gebraucht wie in der Global-Depression unserer Gegenwart. Vielleicht musste die Welt derart dunkel werden, damit all die verblassten Ideale, denen die Olympiaden einen Raum geben, in ihrer Unwahrscheinlichkeit wieder leuchten können.

Deshalb hatten gerade diese Olympischen Spiele auch ihren ganz grossen Helden nötig, der so episch-unwahrscheinlich ist wie Homers Achill – weil Usain Bolt sich selbst zum Ereignis macht, indem er eben jenes Unmögliche immer wieder erfüllt, das wir alle von ihm erwarten. Anmutig – das heisst seiner eigenen Grösse (auch seiner unheimlichen physischen Grösse) nicht bewusst – ist er beileibe nicht. Eher inszeniert er sich, als

ob er der Dichter und Regisseur seiner eigenen Leistungen, ja sein eigener Pindar wäre. Die Furcht hingegen, hinter den weltweiten Erwartungen – oder gar hinter seinen Gegnern – zurückzubleiben, kennt Usain Bolt nicht. Wie eine lebendige Statue zeigt er sich dem Publikum in der Monumentalgeste des «Lightning Bolt», er tanzt, statt zu gehen, wenn er das Stadium betritt, und statt mit

### Er scheint kein anderes Dasein zu haben als allein sein sportliches Leben.

den Zuschauern zu reden, ist er ihr schöner, farbiger, lauterer Halbgott, den wir lieben, auf den wir uns verlassen können – und der als Halbgott kein anderes Dasein hat als allein sein sportliches Leben.

### Unmenschliche Kraft

Im entscheidenden Moment geht Usain Bolt fast gelassen die hundert Meter des Rennens an, allzu gelassen für die Augen seiner Fans, weil er Justin Gatlin, seinen amerikanischen Rivalen mit den vielfachen Lebensphasen, scheinbar entkommen lässt. Nach vierzig Metern aber steigt eine Kraft in ihm auf, welche unmenschlich wirkt – die Griechen hätten sie für die Kraft eines örtlichen Gottes im Körper eines Halbgotts gehalten. Usain Bolt siegt, weil er auf dieser Strecke siegen muss. Er bleibt, in der säkular sakralen Auszeit der Olympiade, jene Ausnahmekraft, die im Gegensatz zum Rest der Welt nie fragil wird, solange sie sich nur der Welt zeigen kann.

Hans Ulrich Gumbrecht ist Professor für Literatur an der Stanford University in Kalifornien. Er beschäftigt sich vorzugsweise mit abendländischer Philosophie und der Ästhetik von Sport.

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (3) **Jojo Moyes:**  
Ein ganz neues Leben (*Wunderlich*)
- 2 (1) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonische Flut  
(*Kiepenheuer & Witsch*)
- 3 (2) **Michael Theurillat:** Wetterschmöcker  
(*Ullstein*)
- 4 (7) **Petra Ivanov:** Täuschung  
(*Unionsverlag*)
- 5 (5) **Joy Fielding:** Die Schwester (*Goldmann*)
- 6 (6) **Tess Gerritsen:** Totenlied (*Limes*)
- 7 (8) **Harlan Coben:**  
Ich schweige für dich (*Goldmann*)
- 8 (4) **Guillaume Musso:** Vierundzwanzig  
Stunden (*Pendo*)
- 9 (9) **Hazel Brugger:**  
Ich bin so hübsch (*Kein & Aber*)
- 10 (–) **Blanca Imboden:** Schwingfest  
(*Wörterseh*)

### Sachbücher

- 1 (2) **Jamie Oliver:** Genial gesund  
(*Dorling Kindersley*)
- 2 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 3 (4) **Silvia Aeschbach:** Älterwerden  
für Anfängerinnen (*Wörterseh*)
- 4 (3) **Nadia Damaso:** Eat Better Not Less (*Fona*)
- 5 (6) **Peter Wohlleben:**  
Das Seelenleben der Tiere (*Ludwig*)
- 6 (10) **Alexandra Reinwarth:** Am Arsch  
vorbei geht auch ein Weg (*MVG*)
- 7 (–) **Natascha Kampusch:** 10 Jahre Freiheit  
(*List*)
- 8 (7) **Peter Wohlleben:**  
Das geheime Leben der Bäume (*Ludwig*)
- 9 (9) **Ajahn Brahm:** Der Elefant, der das  
Glück vergass (*Lotos*)
- 10 (5) **M. Schmieder, U. Entenmann:**  
Dement, aber nicht bescheuert (*Ullstein*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

### Apropos

All love! Alles Liebe. Oder #love, #loveyouall, #lovealways. Die sozialen Medien wimmeln von Liebeserklärungen, nicht zuletzt an Haferflocken oder Shampoos. Wer kann sich da noch erinnern, was Liebe einst bedeutete, als sie noch kein Hashtag war? Die Popstars Justin Bieber und Selena Gomez vielleicht eher nicht, wie ihr neuester Rosenkrieg beweist. Bieber hatte ein Foto seiner neuen Freundin gepostet – was eine Lawine an Kommentaren nach sich zog. Auch Ex-Freundin Gomez mischte sich ein. Die beiden stritten. Er habe sie betrogen! Sie habe ihn nur ausgenutzt! Unter jedem Kommentar dazu: «All love.» Nun hat Bieber, offenbar doch nicht so voll der Liebe, seinen Account, dem 77,7 Millionen Fans folgten, einfach gelöscht. «Ich kann nicht glauben, dass Justin uns so sehr hasst, dass er seinen Account löscht», schrieb ein Fan. Tja. All love! (*dia*)

## Krimi

# Der Simenon Siziliens

Jeden Morgen um sieben setzt sich der 90-jährige Bestsellerautor Andrea Camilleri in Rom an den Computer und schreibt an seinen Montalbano-Krimis: ein bitterböses Lesevergnügen. Von Pia Reinacher

Als Erfinder der weltberühmten Montalbano-Krimis ist der italienische Schriftsteller ebenso agil und bauernschlau, unbestechlich und schlitzohrig, abergläubisch und instinktgetrieben wie sein *commissario*. Als Familienmensch ist der neunzigjährige Andrea Camilleri das pure Gegenteil: gesellig, gutmütig, witzig, ein Mann mit einem butterweichen Herzen. Seine Frau sage von ihm, verriet er vor ein paar Jahren listig der Zeitung *La Repubblica*, er sei gar kein Schriftsteller, sondern ein Kriegskorrespondent, weil er es liebe, im absoluten Chaos zu arbeiten, zwischen Kindern, Enkeln und Freunden, die Lärm machen. Camilleri hatte ein Haus in der Toskana gekauft, am Hang des Monte Amiata. Doch dort herrschte eine solche Ruhe, dass er nach wenigen Tagen glaubte, verrückt zu werden. Er rief eine seiner drei Töchter in Rom an und bat sie, ihm sofort zwei Enkelkinder vorbeizubringen, und zwar die lautesten.

#### «Büro» unter dem Schreibtisch

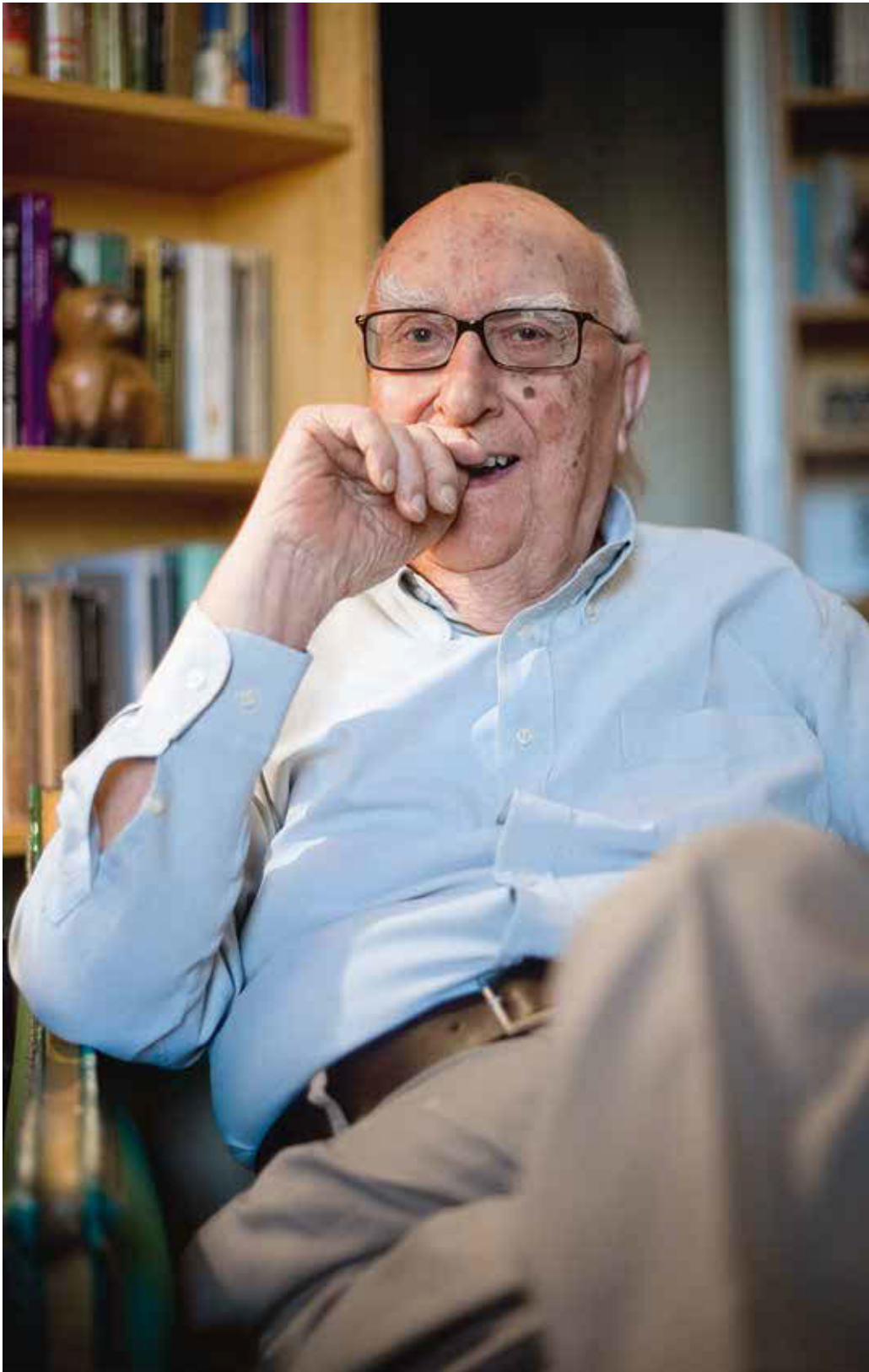
Das Gerede vom Schriftsteller, der Ruhe und Abgeschiedenheit braucht, trifft für ihn in keiner Weise zu. Camilleri lebt seit vielen Jahren in einer grossen Eigentumswohnung im römischen Stadtviertel Prati gegenüber dem Sitz des staatlichen Fernsehens Rai, für das er lange Jahre als Regisseur, Drehbuchautor und Produzent tätig war. So sehr hing die sizilianische Familie aneinander, dass sein Vater zwei Häuser auf der Insel verkaufte und mit der Mutter in die Nähe des Sohnes nach Rom zog, als dieser zu einer Karriere als Regisseur, Schriftsteller sowie Dozent am Centro sperimentale di cinematografia ansetzte und später den Lehrstuhl für Regie an der Accademia nazionale d'arte drammatica in Rom übernahm. Nach dem Tod des Vaters lebten Mutter und Schwiegermutter zusammen in einer Nachbarwohnung auf demselben Stockwerk wie Camilleri mit Frau, drei Töchtern, vier Enkelkindern und einer Haushälterin. Ein Dauergewusel: Camilleri erzählte seinem Biografen Saverio Lodato mit leuchtenden Augen, dass eines seiner Enkelkinder sein «Büro» in Form einer Computerschachtel direkt unter seinem Schreibtisch gehabt habe – gemeinsam hätten sie jeden Tag ein paar Stündchen gearbeitet.

Camilleri ist einer der meistgelesenen Gegenwartsauteurs Italiens. Seine Auflagezahlen schlagen alle Rekorde: Zwölf Millionen Exemplare gingen allein in Italien über den Ladentisch. Verfilmungen und Übersetzungen

in zwanzig Sprachen sorgen für internationale Aufmerksamkeit. Allein vier Millionen Bücher wurden in deutscher Übersetzung verkauft. Den Vielschreiber aber wegen seines kommerziellen Erfolgs als trivialen Krimiautor abtun zu wollen, wäre eine hochmütige Fehleinschätzung. Es ist auch kein Zufall, dass Camilleri wichtige Preise und damit die Anerkennung der Literaturwelt einheimste, etwa den Premio Cesare Pavese 2009, den Premio Chiara 2010 oder 2011 den Premio Campiello für sein Lebenswerk.

Er gilt als Kultautor, dessen Werke gleichzeitig unterhaltend, aber geistreich, rasant, aber formal elaboriert sind. Eine seiner Spezialitäten ist die Verwendung von sizilianischem Dialekt. Montalbano wie auch seine Mitarbeiter verhandeln, schimpfen und fluchen häufig in ihrer sizilianischen Muttersprache. Camilleri baut Lexikon, Syntax und Idiomatismen des Sizilianischen in den Text ein – eine Mischsprache, die für Italiener aus anderen Regionen die Wirkung von authentischem sizilianischem Leben vermittelt. In der Übersetzung geht dieser Effekt etwas verloren beziehungsweise macht er das Erzählen durch erklärende, kursiv eingerückte Ergänzungen stellenweise etwas schwerfällig. Camilleri bewegt sich mit dieser Technik durchaus auf den Spuren so bekannter italienischer Autoren wie des Mailänders Carlo Emilio Gadda und des Sizilianers Leonardo Sciascia, mit dem ihn eine enge Freundschaft verband, sowie des ebenfalls aus der Provinz Agrigent stammenden, mit ihm verwandten Dramatikers Luigi Pirandello, der 1934 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet wurde.

Andrea Camilleri versteht sein Handwerk der ebenso nachsichtigen wie unbarmherzigen Zeichnung von Beziehungen. Seine Krimis vermessen Höhenflüge und Abgründe menschlicher Tugenden und Laster: Gerechtigkeit, Tapferkeit, Liebe. Aber sie reden auch von Geiz, Berechnung, Verschlagenheit, Wollust, Gier. Sie erzählen humorvoll, selbstironisch und entlarvend das Leben der Sizilianer, die sich lieben und hassen; gleichzeitig getrieben und selbstlos, irrational und berechnend. Und sie transportieren beiläufig, in fesselnde Geschichten verpackt, eine genaue Analyse der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse Italiens, mit besonderer Betonung der Eigenheiten Siziliens. Kein Wunder also, dass die Krimis von Andrea Camilleri genauso wie jene von Georges Sime-



*Fern aller kolportierten Stereotypen:* Andrea Camilleri.

non oder Patricia Highsmith der Hochliteratur zugerechnet werden.

### Plötzlicher Umschlag der Verhältnisse

Dass er den Menschen so nah ist, hat mit seinem Naturell zu tun, und dieses färbt wiederum auf den Charakter seines *commissario* Montalbano ab: Camilleri erzählte einmal, dass er ausserordentlich neugierig sei. Er könne problemlos stundenlang ein Gespräch zweier Unbekannter in einem Zug oder in einem Restau-

rant belauschen. Er verstehe sich auch aufs Zuhören und merke sich alles: die Art des Ausdrucks, die Argumente, die Schlaumeiereien. Einmal beobachtete er als Kind, wie sein Vater in Sizilien wegen eines kleinen Autounfalls mit einem anderen Mann in Streit geriet. Sie hätten sich aus lauter Wut beinahe mit dem Wagenheber attackiert. In diesem Moment habe das Auto des Vaters Feuer gefangen, und sein Gegner, plötzlich besorgt, habe zu schreien begonnen: «*Madonna santissima*, da ist noch

Benzin drin, kommen Sie raus!» – und gemeinsam hätten die beiden das Feuer gelöscht. Diese Unberechenbarkeit des menschlichen Zusammenlebens interessiere ihn, dieser plötzliche Umschlag der Verhältnisse – ein dauernder Motor auch seiner Romane.

Populär wird der *commissario* durch eine weitere Eigenschaft, die auch den Autor auszeichnet: eine Form von Wildheit, von anarchischer Unangepasstheit. Gewiss, auch im achtzehnten Montalbano-Krimi, der im letzten Frühjahr auf Deutsch unter dem Titel «Das Labyrinth der Spiegel» erschien, ist er eine moralische Instanz, wird am Ende das Gute vom Bösen getrennt und die Gerechtigkeit wiederhergestellt. Nur geschieht das immer auf verschlungenen Wegen. Der *commissario* selbst ist weder ein makelloser Charakter, noch widersteht er moralischen Anfechtungen einfach so. Wider alle Vernunft lässt er sich von den erotischen Avancen Lilianas verführen, obwohl er weiss, dass die Dame ihre körperlichen Reize nie ohne Kalkül einsetzt, und er das Gefühl nicht loswird, dass sie mit gehöriger Raffinesse falsche Spuren legen will. Kommt hinzu, dass er selbst mit seiner Dauergeliebten Livia in einem – wenn auch durchaus launischen – Verhältnis fest liiert ist, was ihn allerdings nicht daran hindert, Fremdgehüste zu entwickeln.

### Nackt im fremden Bett

Camilleri kennt solche erotischen Bockssprünge mit erotischem Skandalpotenzial durchaus aus der Praxis des eigenen Lebens. Mit Mühe, Not und der Unterstützung seiner Familie hatte er es als Jugendlicher geschafft, einen Platz an der Nationalakademie für Schauspielkunst in Rom zu bekommen. Anlässlich einer Inszenierung verliebte er sich in eine Schauspielerkollegin, die im gleichen Stück mitspielte. Die Mädchen wurden in einem Klarissenkloster untergebracht, die jungen Männer mussten bei den Franziskanermönchen schlafen. Das hinderte ihn nicht, sich mit einem Freund den Zugang zu den Klarissen zu verschaffen und heimlich bei seiner Angebeteten zu übernachten. Mit fatalen Folgen: Die Oberin entdeckte ihn am Morgen nackt im fremden Bett und fiel in Ohnmacht. Der Skandal war perfekt, Camilleri flog von der Akademie, verlor sein Stipendium und musste sich in Rom nun selbst durchschlagen.

Auch in den sinnlichen Genüssen des Essens kennt sich sowohl Camilleri wie auch sein Held Montalbano aus. Als Kind wurde der Schriftsteller von Mutter und Grossmutter mit Leibgerichten verwöhnt. Montalbano zieht es – zum Beispiel bereits im vierten Krimi der Reihe, «Die Stimme der Violine» (1997) – in kniffligsten Momenten zuerst einmal zum Verzehr weltlicher Genüsse. Obwohl die schöne Michela, die in ihrem Haus eine wertvolle Violine versteckt hält, ermordet aufgefunden wird, ihre Freundin Anna sich rätselhaft verhält, dem



Ideale Projektionsfigur: commissario Montalbano (l.).

*commissario* bald einmal die Fetzen um die Ohren fliegen und er von seinem Vorgesetzten wegen Schlampereien in den Ermittlungen gehörig unter Druck gesetzt wird, kann er von kulinarischen Verführungen nicht lassen: Agnello alla cacciatora (Lamm nach Jägerart), Caciocavallo (Käse aus Kuh- oder Büffelmilch), Salsa corallina (Sauce aus Langusteneiern und Seeigel über Spaghetti) oder Polipetti alla Luciana (gebratene Tintenfische mit Tomatensauce) sind ihm in den unpassendsten Momenten wichtiger als handfeste Ermittlungsergebnisse. Der Autor versäumt es nicht, dem Leser am Ende des Romans ein Glossar mit den verspeisten kulinarischen Köstlichkeiten nachzureichen.

Schliesslich ist die Sache mit dem Recht und dem Unrecht bei Montalbano nicht immer von Anfang an klar. Im soeben auf Deutsch erschienenen Roman «Die Verlockung» macht sich der Wirtschaftsprüfer Mauro Assante in Rom an einen Bericht über eine Bank, an der mächtige Politiker beteiligt sind. Camilleri scheut keineswegs handfeste aktuelle Anspielungen auf die marode und gelinde gesagt nicht ganz unkorrupte Bankenszene Italiens, um damit die Lesergunst zu ködern und den Wiedererkennungseffekt zu aktivieren. Bis die Guten und ihre bestechlichen Widersacher tatsächlich entlarvt und ein moralisch integrier Mann als Opfer der allgemeinen Habgier dasteht, ist allerdings ein harter Parcours von undurchsichtigen Zufällen und Verwechslungen zu bewältigen.

Andrea Camilleris grandioser Erfolg hat ganz verschiedene Ursachen. Mit den bisher 24 Montalbano-Fällen hat er ein Roman-Territorium geschaffen, in dem viele Italiener ihr Land wiedererkennen und in dem ebenso viele Ausländer Italien zu erkennen meinen. Montalbano

ist ein Vertreter der alternden 68er und als solcher eine ideale Projektionsfigur: Er wurde am 6. September 1950 geboren, mit 25 Jahren Verspätung auf den Geburtstag von Camilleri selbst, der 1925 geboren wurde. Der Kommissar ist ein Bulle («sbirro»), dessen Herz links schlägt, der aber trotzdem Ordnung im Chaos wiederherstellt; ein monogamer Ehefeind, der die von Livia eingeforderte Ehe immer wieder «verschiebt»; ein launischer, reizbarer, eigen-

### Camilleri baut eine feste kleine Welt auf, in der er immer neue Tragödien des Lebens inszeniert.

williger Kerl, der zudem ziemlich wetterföhlig ist; ein Feinschmecker, der sich auch in der Hochliteratur auskennt und zur Lösung seiner Fälle gerne literarische Exempel von der Antike bis zur Gegenwart aus dem Hut zieht; ein furioser Verstandesmensch, dessen beste Einfälle und Erkenntnisse ihm allerdings nicht durch rationale Überlegungen, sondern wie durch «Gesichter», durch übersinnliche Wahrnehmungen, schockhaft zu fallen. Bei alledem erweist sich Camilleri als geschickter Dramaturg und erlaubt dem Leser nach einem Wechselbad der Geföhle am Ende eine reinigende und damit beruhigende Katharsis.

Camilleri spielt elegant mit der eigenen Herkunft und baut mit den Camilleri-Romanen eine feste kleine Welt auf, in der er immer neue Tragödien des Lebens inszeniert. Das intelligente Zusammenspiel von Realität und Erfindung ist ein weiterer Faktor für den langanhaltenden Erfolg. Der Leser weiss, was ihn erwartet, und er findet sich auch in den Grundstrukturen des nächsten Romans sofort wieder

zurecht. Selber in Porto Empedocle in der sizilianischen Provinz Agrigent geboren, macht Camilleri seine Heimatstadt unter dem fiktiven Namen Vigàta und Agrigent unter dem Namen Montelusa zur zwielichtigen Drehscheibe seiner Krimis. Das Kernpersonal der Montalbano-Romane ist immer gleich: sein Assistent Mimi Augello, ein ausgewiesener Frauenheld; der semi-analphabetische Mitarbeiter Catarella, der sich durch röhrende, unterwüfge Anhänglichkeit wie durch Dummheit auszeichnet, aber dem *commissario* mit seinen IT-Kenntnissen im entscheidenden Moment gerne aus der Bredouille hilft; ein pensionierter Schuldirektor und eine gelähmte alte Dame, bei denen er oft Rat sucht.

### Faschismus und Überleben

Andrea Camilleri hat dem 1951 geborenen italienischen Journalisten und Schriftsteller Saverio Lodato vor ein paar Jahren ein über 300 Seiten füllendes Gespräch gewährt, das 2002 im italienischen Original und drei Jahre später unter dem Titel «Mein Leben» als deutsche Übersetzung erschienen ist. Es ist der Schlüssel zu seinem Werk. Es ist aber auch eines der imposantesten Zeitzeugnisse aus Sizilien zur Epoche des Faschismus, des Zweiten Weltkriegs, zur Mentalitäts- und Kulturgeschichte der südlichen Inselbewohner, aber auch zur Mafia und zu ihrem Wirken im Alltag des Durchschnittsitalieners. Wer diese Biografie liest, versteht, warum es Andrea Camilleri in seinen Romanen in einzigartiger Weise gelingt, die italienische, allem voran die sizilianische Wirklichkeit in subtiler Differenziertheit, fern aller kolportierten Stereotypen, darzustellen.

Was Faschismus und Überleben in diesen Zeiten hiess, kann kein Historiker gerechter, vorurteilsloser und authentischer vermitteln als der spätere Kommunist Andrea Camilleri, dessen Familienangehörige selber zu Mitläufern wurden – und der als Zehnjähriger Gedichte auf Mussolini verfasste und dem Duce einen Bewunderungsbrief nach Rom schickte. Was die Bürde des Kriegs für die Sizilianer bedeutete, kann keiner besser und unbestechlicher vermitteln als der Augenzeuge Camilleri, der Gewalt und Bombenangriffe nur durch Zufall überlebte und jahrelang unter schrecklichem Hunger litt. Mit den Erlebnisberichten schlägt der Bestsellerautor in Bezug auf Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit so vieles, was von den Historikern über den italienischen Alltag in Sizilien in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts überliefert wird, und öffnet dem gewöhnlichen Krimi-Leser die Augen für die Geschichte hinter den Geschichten.

Andrea Camilleri: «Das Labyrinth der Spiegel». Lübbe. 256 S., Fr. 31.90

# Murks ohne Ende

Vor 20 Jahren wurde die Rechtschreibreform in Kraft gesetzt. Die Verwirrung ist grösser denn je. Ich war bei der Erarbeitung der Reform dabei – es war ein Fiasko. *Von Horst Haider Munske*

Is heute, zwanzig Jahre nach dem Start der Rechtschreibreform, ist noch immer kein Rechtschreibfriede erreicht. Autoren und Verlage, Lehrer beklagen Entstellungen der Schrift, überflüssige Varianten und Unklarheiten. Die grossen Zeitungen haben sich Hausorthografien gegeben, in der Schweiz opponiert die Schweizer Orthographische Konferenz (SOK), eine Initiative Betroffener, gegen das Diktat der deutschen Kultusminister. Auf der anderen Seite soll ein 39-köpfiger Rat für deutsche Rechtschreibung die Kultusminister beraten, um das orthografische Regelwerk, also die reformierte Schreibung, «in unerlässlichem Umfang weiterzuentwickeln». Dieses Gremium hat vor allem die Funktion, nachzuholen, was bei der Ausarbeitung der Reformschreibung unterblieben war: die Betroffenen einzubeziehen.

Wie konnte es zu diesem Chaos kommen?

Den Anstoss für die ursprüngliche Reform gab der Präsident des Mannheimer Instituts für Deutsche Sprache (IDS), Professor Heinz Rupp. Am 19. Februar 1987 erteilten die deutschen Kultusminister seinem Institut den Auftrag, Vorschläge auszuarbeiten. Das IDS setzte eine Kommission für Rechtschreibfragen ein, die zusammen mit entsprechenden Kommissionen der Schweiz, Österreichs und der DDR sofort begann, den Auftrag zu erfüllen.

Auch ich war damals begeisterter Verfechter einer Reform und hatte diese gegen einen entschiedenen Gegner, den Feuilletonchef der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (FAZ), Karl Korn, verteidigt und konkrete Reformempfehlungen vorgelegt. So wurde ich als Mitglied in die Kommission aufgenommen. Viele Koryphäen wollte man allerdings nicht dabei haben, auch nicht die Wissenschaftler, die ein grosses Handbuch über «Schrift und Schriftlichkeit» vorbereiteten (erschienen 1994). Der Gedanke, die Hauptbetroffenen einzubeziehen, also Autoren, Journalisten, Verlage, Lehrer, kam gar nicht erst auf.

## Hunderttausende Bücher vernichtet

Ähnlich war die Zusammensetzung der übrigen drei Kommissionen, die nun regelmässig zu Beratungen zusammenkamen. Bereits 1992 publizierten sie einen ersten gemeinsamen Reformentwurf, der in der Öffentlichkeit empört aufgenommen wurde. Geplant war die Einführung der allgemeinen Kleinschreibung und die Entfernung einiger Unregelmässigkeiten, was zu vielen ungewohnten Schreibungen führte. Mit dem vielzitierten Satz: «Der keiser isst den al im bot» (für: «Der Kaiser isst den Aal

im Boot»), zogen Kritiker die Vorschläge ins Lächerliche.

Eine zusätzliche Kommission, welche die deutschen Kultusminister zusammengesetzt hatten, zog die Notbremse. Nach einer öffentlichen Anhörung am 4. Mai 1993 verwarf sie zentrale Wünsche der alten Kommissionen, so die vereinfachten Längebezeichnungen (*Al* statt *Aal*) und die Kleinschreibung. Es blieben vor allem die in der Schweiz längst umgesetzte ss-Schreibung (statt ß), neue Umlautschrei-



«Variantensalat.»

bungen (*Gämse/Gemse*) sowie neue Regeln für Gross- oder Klein- sowie Getrennt- oder Zusammenschreibung.

Nun drängte die Politik auf Abschluss. Im Dezember 1994 kam es zu den «Wiener Abschlussgesprächen», bei denen das neue Regelwerk von den politisch Beauftragten festgezurrert wurde. «Hauptsache, wir können einen Erfolg melden», bemerkte eine Ministerialrätin beim Pausengespräch. Den Fachkommissionen wurde Dampf gemacht, ein Wörterverzeichnis vorzulegen. Eine parlamentarische Debatte und eine entsprechende Legitimation blieb in Deutschland aus, und so kam es bereits am 1. Juli 1996 (wiederum in Wien) zur «Gemeinsamen Absichtserklärung zur Neuregelung der Deutschen Rechtschreibung».

Als alles unter Dach und Fach schien, artete die Situation erst richtig aus. Eigentlich sollte

das Unternehmen gemäss Wiener Vereinbarung erst nach zwei Jahren starten, am 1. Juli 1998. Viele Verlage mochten aber nicht warten. Schon wenige Monate nach dem Beschluss kamen die ersten neuen Wörterbücher auf den Markt. Bayern ordnete an, die neuen Regeln sofort nach den Sommerferien zu unterrichten.

Ein Sturm der Entrüstung brach los, gegen viele auffällige Neuschreibungen und überhaupt gegen dieses Diktat. Als Erste protestierten die Schriftsteller auf der Frankfurter Buchmesse, es folgten 600 Professoren. In Schleswig-Holstein kam es zum Volksentscheid – gegen die Reform, er wurde aber vom Landtag für wirkungslos erklärt. In einem Jahr erschien ein halbes Dutzend kritischer Bücher zur Rechtschreibreform. Inzwischen war die neue Expertenkommission berufen worden. Es tobte eine Auseinandersetzung um eine Reform der Reform. Die Kommission wurde schliesslich 2004 durch einen Rat für deutsche Rechtschreibung ersetzt. Inzwischen hatten Schul- und Jugendbuchverlage Hunderttausende von Büchern vernichtet, um rechtschreibkonformen Neuauflagen Platz zu machen.

In den Schulen blieb der erhoffte Erfolg einfacheren Lernens aus. Zumal der neue Rat nun begonnen hatte, besonders auffällige Entstellungen des Schreibens wieder abzuschaffen. *Tut uns Leid* – nein, jetzt wieder: *Tut uns leid*. Die *Schwerbehinderten* mussten jetzt nicht mehr *schwer Behinderte* genannt werden.

Noch vor Ende 2006, der verbindlichen Einführung der Neuregelung, wurden mehr als 400 verbannte Zusammenschreibungen wie *freisprechen*, *halbvoll*, *alleinstehend* wieder zugelassen. Doch hier zeigte sich nun der Pferdefuss der ministeriell gesteuerten Rechtschreibreform. Denn dieses Zugeständnis war nur ein halbes: Die reformierten Schreibungen sollten weiter gelten. Der Duden verzeichnet sie sogar als Standardvariante, zum Beispiel: *so genannt* (alte Schreibung *sogenannt*), eine Ohrfeige für den Rat; dagegen stellt Wahrigs Rechtschreibwörterbuch beide Schreibungen nebeneinander: *so genannt/sogenannt*. Der Schreibende darf entscheiden. Die Folge war ein verwirrender «Variantensalat» (FAZ). Seit sich sogar Hans Zehetmair, der Vorsitzende des Rats, von der Rechtschreibreform distanziert hat, ist die Verwirrung perfekt. Was nun? Sollten aus dem Fiasko nicht endlich Konsequenzen gezogen werden? Einen Ausweg zeigt die Schweizer Orthographische Konferenz. Sie hat Empfehlungen herausgegeben, wie mit der Neuregelung umzugehen sei. Ihre einfachste und wichtigste lautet: «Von Varianten die traditionelle». So einfach kann die Reform der Reform sein.

**Horst Haider Munske** ist emeritierter Professor für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Erlangen-Nürnberg und Mitglied im wissenschaftlichen Beirat des Vereins Deutsche Sprache. 1997 trat der renommierte Wissenschaftler unter Protest aus der Kommission für deutsche Rechtschreibung aus.



«Klonische Kontraktionen der Hüft- und Unterleibsmuskulatur».

## Forschung

# Warum Frauen kommen

Der weibliche Orgasmus galt lange als Rätsel. Biologisch ist er nicht notwendig, Frauen werden auch ohne ihn schwanger. Eine neue evolutionsbiologische Theorie will nun den Ursprung der weiblichen Lust gefunden haben. *Von Claudia Schumacher*

Die explosive Entladung neuromuskulärer Spannung und der Höhepunkt der sexuellen Reaktion», «klonische Kontraktionen der Hüft- und Unterleibsmuskulatur initiiert durch einen Reflex aus der Wirbelsäule», «eine Kombination von Wellen grossen Lustgefühls und ansteigender Anspannung, die in einem fantastischen Gefühl und körperlicher Entspannung gipfeln»: Das ist der weibliche Orgasmus, wie ihn verschiedene Wissenschaftler beschreiben.

Ein krampfartiges Muskelspiel, das als ausserordentlich schön empfunden wird und entspannend wirkt – so weit herrscht Einigkeit. Dann aber wird es bereits kompliziert.

Welche Muskeln sind beteiligt? Welche Hormone haben welche Wirkung? Wie genau und warum die Frau kommt, ist eines der grossen Mysterien der Menschheit. Darüber, wie er sich entwickelt hat, gibt es mehr als zwanzig wissenschaftliche Theorien, die ernst genommen werden. Es kursieren Geschichten über G-Punkte, U-Punkte und A-Punkte, multiple Orgasmen und weibliches Ejakulat. In Hollywood-Filmen wird die Schöne einfach mal schnell im Stehen gegen die Wand gehämmert und kommt doch immer spektakulär und lautstark ins Ziel. Was ist Wahrheit und was ist Fiktion? In einer Gesellschaft, in der Frauen

nur halb so viel und kaum so detailliert über Sex sprechen, wie vereinzelt TV-Serien es nahelegen, und in der die allermeisten Frauen dem Partner nach wie vor im Bett einfach den Höhepunkt vortäuschen (laut einer Studie der Berliner Charité sind es neunzig Prozent), ist die Frage nicht so leicht zu beantworten.

Die Wissenschaft zeichnet jedenfalls ein leiseres Bild vom Orgasmus der Frau, als Hollywood und die Pornoindustrie dies tun: Gemäss Statistiken ist der weibliche Orgasmus allein durch Penetration die Ausnahme und nicht die Regel.

### Marmor-Dildos

Vierundzwanzig Prozent der Frauen können laut eigenen Angaben ohne direkte Stimulation der Klitoris regelmässig zum Orgasmus kommen, die grosse Mehrheit von 76 Prozent braucht jedoch zusätzliche Streicheleinheiten per Hand oder mittels Sexspielzeug. Bereits Kleopatra soll die segensreiche Wirkung eines Vibrators gekannt haben: Neben aus Marmor gefertigten Dildos benutzte sie angeblich auch eine Papyrustüte mit Bienen zur Erregung ihrer Klitoris. Der Grund dafür, dass reine Penetration bei den meisten Frauen nicht zum Orgasmus führen kann, hängt weder von der Penislänge noch von der Stellung oder der Aus-

dauer des Mannes ab. Es geht um schlichte Anatomie: Normalerweise liegt die Klitoris einfach zu weit von der Vagina entfernt. Und ob es neben dem klitoralen auch einen vaginalen Orgasmus gibt, ist bis heute wissenschaftlich ungeklärt: Eventuell wird auch er vor allem durch Nervenenden der Klitoris hervorgerufen, die bei wenigen Frauen in die Vagina hineinreichen. Im Endeffekt ist also auch der vaginale Orgasmus vermutlich eher ein klitoraler.

### Evolutionäre Emanzipationsbewegung

Fakt ist: Der Orgasmus der heutigen Frau hat biologisch betrachtet keine zwingende Notwendigkeit. Eine Frau wird auch ohne ihn schwanger. Darin unterscheidet sich der Orgasmus der Frau von dem des Mannes, wo er jede Ejakulation begleitet. Der Orgasmus ist beim Mann eine Art Fortpflanzungsanimator und direkt mit der Reproduktion verbunden: Er soll den Mann dazu bewegen, häufig seinen Samen zu ergiessen. Weil es so viel Spass macht. Was ein gutes Argument ist. Der Eisprung der Frau hingegen ist keine grosse Party. Mit dem monatlichen Fruchtbarkeitszyklus verbinden viele Frauen allgemein eher Blut, mässige Laune und Schmerzen.

Dass das womöglich einmal anders war, legt eine neue evolutionsbiologische Theorie nahe,





Orgasmus, egal mit welcher Technik man es versucht.

Wäre man jetzt zynisch, zu Scherzen aufgelegt oder nicht so gut auf Frauen zu sprechen, könnte man sagen: Wieder ein wichtiges Lebensthema, bei dem die weibliche Emanzipation vor allem den Frauen selber den Spass verdorben hat! Aber natürlich handelt es sich bei der Unabhängigkeit des weiblichen Eisprungs vom Mann um eine biologische Emanzipation und nicht um eine bewusst herbeigeführte. Ausserdem sollte man nicht vergessen: Die neue Theorie – so einleuchtend sie sein mag – beruht auf Herleitungen und ist noch nicht mit letzter wissenschaftlicher Härte bewiesen.

### Der Weg ist das Ziel

Natürlich ist es schade, dass Frauen weniger selbstverständlich beim Sex mit einem Mann zum Höhepunkt kommen als offenbar ihre animalischen Urahnen. Aber dass Frauen deshalb weniger Freude am Sex hätten, wäre ein Trugschluss. Zum einen: Frauen kommen durch Masturbation genauso sicher und schnell zum Orgasmus wie Männer (durchschnittlich innerhalb von vier Minuten). Und bei lesbischem Sex, wo die Klitoris stärker miteinbezogen wird, haben die Frauen in der Regel auch einen Orgasmus. Zudem raten viele Sexualtherapeuten dazu, von der Fokussierung auf den weiblichen Orgasmus wegzukommen. Nicht nur, weil er Männer wie Frauen unter Druck setzt und nicht selten zu einem verlogenen Sexualverhalten führt. Sondern auch deshalb, weil der Akt an sich für viele Frauen auch ohne Orgasmus sehr lustvoll ist. Verfügt die Frau über einen G-Punkt – eine erogene Zone an der vorderen Scheidenwand –, kann die Penetration für sie sogar lustvoller sein als für den Mann. Selbst dann, wenn sie anders als er am Ende keinen Orgasmus hat. Ein modernes Motto weiblicher Sexualität ist also: «Der Weg ist das Ziel.» Und, nicht zuletzt: Ein engagierter Mann kann im

---

### Bereits Kleopatra soll die segensreiche Wirkung eines Vibrators gekannt haben.

---

Bett ebenso zum Orgasmusgarant werden wie jede gute Lesbe.

Wer lernen will, wie man Frauen zum Orgasmus bringt, dem hilft womöglich eine neue Website: [www.omgyes.com](http://www.omgyes.com). Das amerikanische Forschungsportal ist gegen eine Einmalzahlung von 29 Franken vollständig nutzbar, einige Probevideos sind gratis. Übersetzt heisst die Website «O mein Gott, ja!», sie trägt die neusten Erkenntnisse zur weiblichen Lust zusammen und basiert auf den Erfahrungen von zweitausend Frauen zwischen 18 und 95 Jahren. In Videos teilen die Frauen ihre Tipps und Tricks zu Luststeigerung und Masturbation.

Es geht dabei ums Umspielen, den richtigen Rhythmus, um Techniken wie Hochschaukeln oder die Bedeutung von Überraschungseffekten. Auch Techniken zum Erreichen multipler Orgasmen werden verraten. Ausserdem bietet die Website eine virtuelle Vagina, an der der Mann die Techniken üben kann.

Denn dafür, dass der weibliche Orgasmus einen sozialen Wert hat, auch wenn er biologisch nicht zwingend notwendig ist, spricht vieles. Zum einen werden beim weiblichen Orgasmus Bindungshormone ausgeschüttet. Bei One-Night-Stands mag das zu einem Nachspiel mit zahlreichen Terroranrufen des hormonell verwirrten Weibchens führen, aber wer eine Frau liebt und eine langjährige Beziehung mit ihr führen möchte, tut gut daran, ihr regelmässig einen Orgasmus zu schenken (schliesslich ist Untreue bei sexuell frustrierten Frauen ebenso verbreitet wie bei Männern).

### Orgasmische Psychotherapie

Dass der weibliche Orgasmus ausserdem positiv auf die Gesundheit der Frau wirkt, wusste man schon in der Antike. Mediziner im alten Ägypten gaben Frauen Dildos, damit sie Unterleibsschmerzen durch Selbstbefriedigung lösen konnten. Im 19. Jahrhundert therapierte man dann die damalige Modekrankheit Hysterie durch das maschinelle Herbeiführen von Orgasmen. 1869 erfand der US-Mediziner George Taylor den ersten Vibrator der Neuzeit: Der «Manipulator» war eine Art Massagetisch mit dampfbetriebenen Stab, der Frauen angeblich innerhalb von zehn Minuten zum Orgasmus brachte und auf die Weise beruhigt und entspannt haben soll. Ein paar Jahre später wurde der erste batteriebetriebene Vibrator erfunden. In den ersten Werbeanzeigen zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden Vibratoren als medizinische Hilfsmittel zur Linderung von Kopfschmerzen und Nervenleiden ausgewiesen. Noch einige Jahrzehnte lang wurde der Vibrator als rein medizinische Apparatur vertrieben. Später wurde er auch damit beworben, dass er die Schönheit und Jugendlichkeit der Ehefrau steigern sollte. Im Zuge der sexuellen Revolution kam er als Lustmittel in Umlauf.

Dass es für Frauen mehr Sinn macht, ihre Sexualität lustbetont zu gestalten, als die Augen zu schliessen und ans Vaterland zu denken, hat auch die moderne Wissenschaft längst bestätigt: Orgasmen regen die Hirnaktivität an, helfen bei der Tiefenentspannung und kräftigen das Herz und das Immunsystem. Bis heute wird Frauen mit Unterleibsschmerzen zum Masturbieren geraten. Ausserdem belegen Studien, dass Sperma eine stimmungsaufhellende Wirkung hat (und Frauen, die Kondome benutzen, häufiger zu Depressionen neigen): Glücks- und Sexualhormone des Spermas gelangen in den Blutkreislauf der Frau und tun ihr gut. Heisst also: Auch wenn er es mal nicht bringt, bringt er's. ○

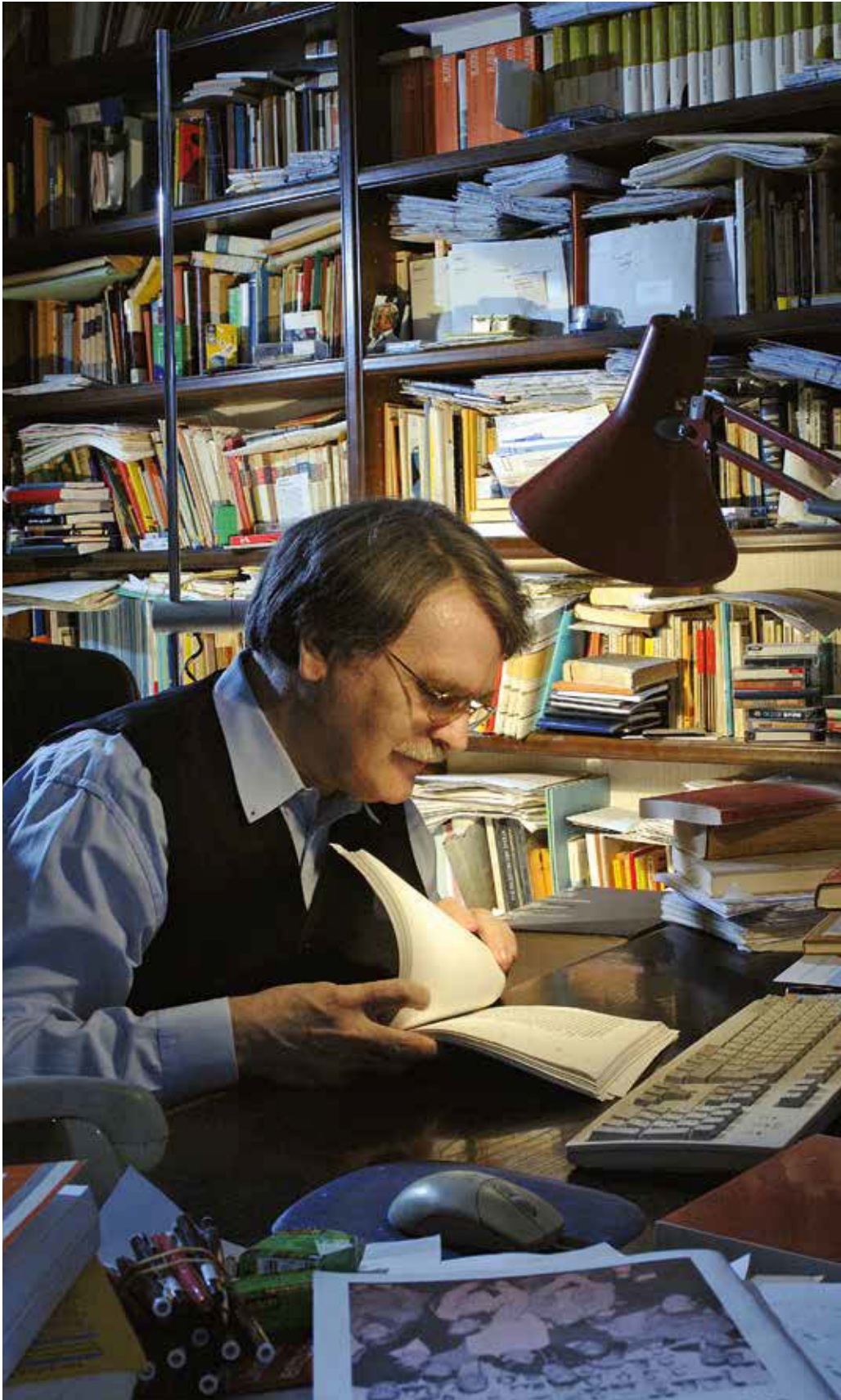
die Anfang August in der Fachzeitschrift *Journal of Experimental Zoology* veröffentlicht wurde. Eine Forschungseinheit der amerikanischen Eliteuniversität Yale und des Cincinnati Children's Hospital kommt zu dem Ergebnis, dass der weibliche Orgasmus bei den evolutionären Vorgängern des Menschen vor 150 Millionen Jahren den Eisprung ausgelöst hat. Das heisst: Die damaligen Säugetierdamen hatten beim Sex mit dem Männchen einen Orgasmus und anschliessend gleich den Eisprung – durch die praktische Verknüpfung konnten sie gleich schwanger werden. Bei Katzen läuft das heute noch so ab.

Vor 75 Millionen Jahren soll es dann in einer Art frühem evolutionsbiologischem Emanzipationsprozess zur zyklischen Unabhängigkeitserklärung der Frau gekommen sein: Hormonell gesteuert und unabhängig von Männern oder anderen Umwelteinflüssen entwickelte der weibliche Körper den Eisprung, wie wir Frauen ihn bis heute kennen. Er setzt einfach ein. Ohne grosses Trara, ohne Sex, meistens ganz unbemerkt.

Zudem gibt es Hinweise, dass sich die Klitoris früher einmal innerhalb der Vagina befand und erst im Laufe der Evolution aus ihr herausgewandert ist. Ob die Notwendigkeit des unabhängigen Eisprungs mit der Wanderbewegung der Klitoris zu tun hat oder ob die Entwicklung andersherum ausgelöst wurde, können die Forscher noch nicht beantworten. Klar ist hingegen, dass der weibliche Orgasmus – einmal seiner reproduktiven Notwendigkeit beraubt – beim heterosexuellen Liebespiel weniger selbstverständlich geworden ist. Übrigens: Fünf bis zehn Prozent der heutigen Frauen sind generell nicht fähig zu einem

# Kraft, Mut und Technik

Ein Monumentalwerk wie die «Odyssee» aus dem Altgriechischen ins Deutsche zu übersetzen, ist eine monströse, aber zutiefst beglückende Aufgabe. Die Fallstricke lauern überall. *Von Kurt Steinmann*



«Und von Neuem rollte dann talwärts der schamlose Felsblock»: Übersetzer Steinmann bei der Arbeit.

Wenn die Rede auf Homer in deutscher Sprache kommt, fällt natürlich sofort der Name Johann Heinrich Voss. Seine deutsche Übertragung der «Odyssee» (1781) steht auch bei heutigen Lesern und Kritikern in hoher Gunst. Der vossche Idyllenton und die vertrauten Epitheta (Beiwörter) wie die «rosenfingerige Eos» und «die geflügelten Worte» sind kollektives (und ungeprüftes) Bildungsgut geworden, das man sich nur ungern korrigieren lässt. Aber zu Recht tadelt Wolfgang Schadewaldt im Vorwort zu seiner vielgerühmten Prosaübertragung der «Odyssee» von 1955 an Voss' deutscher Fassung den dem Homer zutiefst fremden Idyllenton mit seiner Verniedlichung, der zeitgebunden aus dem Geist des Pietismus geschaffen war, für die Moderne aber überholt sei. Schadewaldt rügt auch den Umstand, dass der deutsche Übersetzer, «er mag anfangen, was er will, in der Regel mit dem Gedanken früher fertig ist als mit dem Vers und rein aus metrischen Gründen zu Füllseln wie <traun> oder <fürwahr> seine Zuflucht nehmen muss». So liefere natürlich auch Voss «einen in die Breite gegangenen, gestreckten, behäbig und füllig gewordenen Homer», der vom «ausserordentlichen Lakonismus» (so Goethe) des Griechen kaum etwas verspüren lasse.

Man verstehe mich richtig: Voss' Leistung war überragend, massstabsetzend und verdient umso mehr Respekt, als sie ohne die heute zur Verfügung stehenden lexikalischen Mittel zustande kam. Welch ungeheuren Fortschritt hatte Voss gegenüber der ersten deutschen «Odyssee»-Übertragung von Simon Schaidenreisser aus dem Jahr 1537 erzielt! Allerdings kann auch er oft die Anforderungen nicht erfüllen, die wir mit Fug und Recht an eine Übersetzung hinsichtlich exakten Erfassens des Sinns stellen. Weder durch Addition noch durch Subtraktion darf nämlich der Ausgangstext verfälscht werden, die ursprünglichen Vorstellungen (Bilder, Metaphern) müssen bewahrt werden, und die Folge dieser Vorstellungen gilt es einzuhalten. So Schadewaldts Übersetzungsmaximen.

## «Fremder Schmuck»

Wie eigenmächtig Voss oft verfährt, sei an zwei Stellen dokumentiert. Im ersten Vers der «Odyssee» wird Odysseus *polytropos* genannt. Ich habe dieses Beiwort mit «wandlungsreich» wiedergegeben. Bei Voss steht: «die Taten des <vielgewanderten> Mannes». *Polytropos* aber ist einer, der sich in jeder Lebenslage zu seinem Vorteil zu wenden, sich zu helfen weiss.

Die zweite Stelle entstammt der Leidensgeschichte des Sisyphos. Vers 598 aus Buch 11 der «Odyssee» übersetzt Voss mit den berühmten Worten:

*Hurtig mit Donnergewitter entrollte der tückische Marmor.*

Voss' Vers malt mit durchgängigen Daktylen trefflich das Gepolter des herunterrollenden Felsblocks. Aber abgesehen vom klanglichen Reiz versagt seine Fassung gegenüber dem Ausgangstext so ziemlich total: «hurtig» wie «Donnergepolter» fehlen in der griechischen Vorlage, sind also Interpretationen des Übersetzers; «von neuem», was so wichtig im Kontext ist, lässt er aus, ebenso, dass der Stein ins Tal rollt; «entrollen» ist etwas anderes als «rollen», und was herunterkollert, ist ein «Stein», «ein Felsblock», sicher kein Marmor; und schliesslich: Das den Block begleitende Adjektiv bedeutet nicht «tückisch» im Sinne von «die Tücke des Objekts», sondern «unverschämt», «schamlos», insofern der mächtige Stein jeder Anstrengung spottet. In meiner Fassung lautet der Vers, nicht rein daktylisch und hierin schwächer als bei Voss: «Und von Neuem rollte dann talwärts der schamlose Felsblock.»

### Glanz, den die Prosaform nie erreicht

Auch im «Kupplergeschäft des Übersetzens» (Goethe) lassen sich also Fortschritte erzielen, und die Lob-Singer des alten Voss sollten vielleicht zuvor Einsicht ins griechische Original nehmen. Apodiktische Urteile des Feuilletons, die nicht auf gründlichen Kenntnissen der Ausgangssprache basieren, sind bei der Beurteilung von Übersetzungsleistungen fragwürdig. So hat Raoul Schrotts «Ilias»-Übertragung von 2008 das Feuilleton mehrheitlich begeistert, die philologische Zunft, die sich bis zu Invektiven hinreissen liess, gelinde gesagt, verstimmt. Deutlich prallen da zwei Auffassungen vom Übersetzen aufeinander: Schrotts Text müsste als «Nachdichtung», «Neudichtung», «Übermalung» etikettiert werden. Auf Schritt und Tritt triumphiert der Dichter Schrott über den Übersetzer Schrott. Nur ein Beispiel: Im 5. Buch der «Ilias» (Vers 787) tadelt Hera in Stentors Gestalt die Griechen: «Schmach euch, Argeier, ihr feigen Säcke, an Aussehn so blendend!» So meine Übersetzung. Und was macht Schrott daraus: «schande über euch! blosse gipsfiguren seid ihr griechen/taugt nur für einen tempel». Schrotts fantasierte und ausgeweitete Bilder sind manchmal betörend schön, aber als Leser will ich wissen, was in der «Ilias» und «Odyssee» steht, nicht, was Homer, würde er über die sprachlichen Mittel verfügt haben, sich möglicherweise hätte einfallen lassen. Schon August Wilhelm Schlegel hatte richtig erkannt: «Der nüchternen, aber kräftigen, Einfalt Homers kann nichts schlimmers widerfahren, als wenn ihr fremder Schmuck geliehen wird.»

Wie kam ich überhaupt dazu, Homers Epen zu übersetzen (2007 erschien die «Odyssee», 2017 soll die «Ilias» erscheinen)? Seit 1978, dem Jahr der Veröffentlichung meiner Übersetzung des «Märchens von Amor und Psyche» von Apuleius, hatte ich neben meinem vollen

Pensum als Lehrer der alten Sprachen Griechisch und Latein zahlreiche Übersetzungen geschaffen, und zwar aus den verschiedensten Gattungen, darunter Tragödien, die in meiner deutschen Fassung an mehreren renommierten Bühnen wie den Münchner Kammerspielen, am Stuttgarter Staatstheater und an der Berliner Schaubühne aufgeführt wurden. Ich hatte dabei das Glück, in Jossi Wieler einem subtilen Wortbehorcher und Bilderfinder als Regisseur der «Alkestis» (eingeladen ans Berliner Theatertreffen 2002), der «Bakchen», des «Ödipus auf Kolonos» und des «Prometheus» zu begegnen. Mit der Übersetzung von Petrons Schelmenroman, dem «Satyricon», das um-

### Novalis sagt, übersetzen sei so gut dichten wie eigene Werke zustande bringen, nur schwerer.

fangreiche Verspartien enthält, konnte ich mich auf den Rhythmus des Hexameters einstellen. Nach meinem vorzeitigen Rückzug aus dem Schuldienst wagte ich mich an die Übertragung der «Odyssee», an ein Unternehmen, das mir immer als Wunsch vorgeschwebt hatte, das aber neben einer vollen Stundenlotation zu leisten mir unmöglich war.

Schadewaldts dokumentarisches Verfahren mit den drei Bindungen (Vollständigkeit, Bewahren der Vorstellungen und ihrer Reihenfolge) habe ich auf die metrisch gebundene Form angewendet. Dabei zeigte sich, dass eine Übersetzung in Hexametern kaum weniger «dokumentarisch» sein kann als die von Schadewaldt gewählte Prosaform. Von vornherein stand für mich fest, dass nur eine hexametrische Wiedergabe in Frage kam. Gleichmass gehört zum Wesen der epischen Dichtung, die äussere Form des homerischen Epos ist mit ihrem Inhalt untrennbar verschmolzen. Das Gleichmass verleiht dem Vers ein Fliesen («Rhythmus») und einen Glanz, den die Prosaform nie erreicht.

### Intimste Begegnung mit einem Werk

Nach einem oder zwei Durchgängen durch den griechischen Text, den ich, ohne etwas zu notieren, in Prosa übersetzte, also nach Aneignung des Inhalts mit Hilfe von Wörterbüchern und Kommentaren, wende ich mich der metrischen Form zu. Ich taste mich in verschiedenen Versuchen an eine deutsche hexametrische Wiedergabe heran, indem ich mit Filzstift Text und Versakzente hinschreibe. Glaube ich eine taugliche Fassung gefunden zu haben, schreibe ich diese auf, wiederum per Hand. Habe ich mein Tagespensum übersetzt – bei der «Odyssee» waren es fünfzehn, bei der «Ilias» zwanzig Verse – tippe ich das Ergebnis in den Computer, wobei immer noch Änderungen vorgenommen werden. Bei der Erstellung der metrischen Fassung lese ich mir die Verse

laut vor, müssen diese doch in Rhythmus und Klang stimmen. Wenn sich eine schwierige Stelle zeigt, arbeite ich daran, bis ich eine Lösung finde. Nur gelegentlich kehre ich korrigierend zu einer früheren Stelle zurück, wenn ein Wort oder eine Wendung an einer anderen Stelle sich in einem anderen Licht zeigt. Übersetzen ist die tiefste, intimste und umfassendste Begegnung mit einem literarischen Werk.

### Bergsteigen am Seil

Jede Übersetzung ist nicht mehr als eine Annäherung. Es gibt allerdings «Herangänger», die dem Original näher als andere kommen, und die von ihnen geschaffenen Übersetzungen nennt man dann «kanonische», wie, um nur eine zu nennen, Hans Wollschlägers Übertragung des «Ulysses». Eine kanonische Übersetzung gibt es weder für die «Ilias» noch für die «Odyssee». Ortega y Gasset hat in seinem übersetzungstheoretischen Werk «Elend und Glanz des Übersetzens» (1937) für diese Vorläufigkeit jeder Übersetzung die Formel gefunden: «Die Übersetzung ist nicht das Werk, sondern ein Weg zum Werk.» Übersetzer sind Pfad-Finder. Übersetzen setzt Fleiss und Disziplin voraus. Drei und mehr Jahre unablässig sich Anderem unterzuordnen, im Fremden aufzugehen, verlangt Ausdauer, Askese und Verzicht. Der Autor kann, der Übersetzer muss. Aber innerhalb dieses Korsetts bestehen genügend Möglichkeiten, sich zu entfalten. Übersetzen verlangt Kreativität, ist eine Angelegenheit von Inspiration und Transpiration. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass sich die richtige Lösung oft plötzlich nach langem Ringen einstellt. Dieses Gelingen erfüllt den Übersetzer mit einem tiefen Gefühl der Befriedigung, ja des Glücks. Ich nenne für mich das Übersetzen «Bergsteigen am Seil». Dieses braucht Kraft, Mut, Technik und Ausdauer wie das ungesicherte Kraxeln, aber die Gefahr des Absturzes ist ungleich kleiner dank Seil (Ausgangstext), Beratern und Warnern (Lexika, Kommentare). In diesem Sinn ist es leichter, aber es bleibt gefahrlos.

Novalis sagt sogar, übersetzen sei so gut dichten, wie eigene Werke zustande bringen, nur schwerer. Strenge, aber nicht Pedanterie, Freiheit, aber nicht Willkür: Wer diesen Maximen als Übersetzer folgt, ist auf dem richtigen Weg.



Kurt Steinmann ist Altphilologe und einer der renommiertesten Übersetzer aus dem Altgriechischen im deutschsprachigen Raum. 1999 erschien von ihm im Diogenes-Verlag «Das Leben des Diogenes von Sinope». 2007 veröffentlichte er im Manesse-Verlag seine vielgerühmte Neuübersetzung von Homers «Odyssee» (ab August als Taschenbuch im Handel). Seine Dramenübersetzungen («König Ödipus», «Antigone») sind als Reclam-Taschenbücher erhältlich.

## Top 10

### Knorr's Liste

1	Jason Bourne	★★★★☆
Regie: Paul Greengrass		
2	The Idol	★★★★☆
Regie: Hany Abu-Assad		
3	Toni Erdmann	★★★★☆
Regie: Maren Ade		
4	BFG	★★★★☆
Regie: Steven Spielberg		
5	Retour chez ma mère	★★★★☆
Regie: Eric Lavain		
6	Ghostbusters	★★★★☆
Regie: Paul Feig		
7	The Legend of Tarzan	★★★★☆
Regie: David Yates		
8	Star Trek Beyond	★★★★☆
Regie: Justin Lin		
9	Independence Day: Resurgence	★★★★☆
Regie: Roland Emmerich		
10	The Secret Life of Pets	★★★★☆
Regie: Christ Renaud/Yarrow Cheney		

### Kinozuschauer

1 (-)	Jason Bourne	26 575
Regie: Paul Greengrass		
2 (1)	The Secret Life of Pets (3-D)	16 460
Regie: Christ Renaud/Yarrow Cheney		
3 (5)	Me Before You	7 357
Regie: Thea Sharrock		
4 (3)	Ice Age: Collision Course (3-D)	3 921
Regie: Mike Thurmeier, Galen T. Chu		
5 (-)	Teenage Mutant Ninja Turtles (3-D)	3 910
Regie: Dave Green		
6 (2)	The Legend of Tarzan (3-D)	3 874
Regie: David Yates		
7 (4)	Ghostbusters (3-D)	2 613
Regie: Paul Feig		
8 (6)	Lights out	2 362
Regie: David Sandberg		
9 (10)	Central Intelligence	2 175
Regie: Rawson Marshall Thurber		
10 (8)	Star Trek Beyond (3-D)	1 688
Regie: Justin Lin		

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	Batman vs. Superman (Warner)
2 (-)	Downtown Abbey, Staffel 6 (Universal)
3 (1)	Zoomania (Disney)
4 (2)	London Has Fallen (Impuls)
5 (-)	Dirty Grandpa (Rainbow)
6 (4)	Kung Fu Panda 3 (Fox)
7 (-)	How to Be Single (Warner)
8 (3)	Point Break (Ascot)
9 (6)	Deadpool (Fox)
10 (5)	13 Hours (Rainbow)

Quelle: Media Control



Sukzessives Weggleiten: Josef Hader als Stefan Zweig.

### Kino

## Zentnerlast der Gewissensbisse

«Vor der Morgenröte» erzählt den letzten Lebensabschnitt des Dichters Stefan Zweig im Exil. Hauptdarsteller Josef Hader macht den Film zum Ereignis. *Von Wolfram Knorr*

Neugierig und scheu zugleich, leicht nach vorne geneigt, im cremefarbenen Anzug und mit einem Leuchten aus melancholischen Augen, reagiert er auf die Huldigungen wie aus einer sich schützenden Nische. Stefan Zweig, in den dreissiger Jahren neben Thomas Mann der bekannteste Schriftsteller deutscher Sprache, in Wien geboren, von den Nazis ins Exil getrieben, wird in Rio de Janeiro mit einem festlichen Bankett geehrt, nimmt 1936 in Buenos Aires an einer Schriftstellerkonferenz teil, ist Jahre später in Bahia, dann in New York zu Besuch bei seiner Ex-Frau und am Ende in Petrópolis, in der Nähe Rios, wo er sich niederlässt und sich 1942 das Leben nimmt. Seine zweite Frau Lotte folgt ihm in den Tod. Das Leben im Exil, der Verlust geistiger Zugehörigkeit, durch die Jahre «heimatlosen Wanderns erschöpft» (Stefan Zweig in seinem Abschiedsbrief), hat den Pazifisten und überzeugten Europäer zu dem Schluss bewogen. Wie aber lassen sich diese letzten Lebensjahre, das sukzessive Weggleiten, filmisch umsetzen?

Die Schauspielerin Maria Schrader («Aimée und Jaguar») vermeidet, was löblich ist, in ihrer zweiten Regiearbeit ein konventionell erzähltes Biopic. Nicht etwa, weil sie sich auf den letzten Lebensabschnitt des österreichischen Schriftstellers Stefan Zweig beschränkt, sondern weil sie die seelische Verfasstheit eines Exi-

lantens darstellen wollte, den es quält, selbst in Sicherheit zu sein, während andere erst gefährlich leben und dann unter dem Nazi-Regime leiden. An dem ehrgeizigen Vorhaben wäre sie fast gescheitert, hätte sie nicht Josef Hader in der Rolle Zweigs, der allein durch seine faszinierende Präsenz «Vor der Morgenröte» nicht in die Langeweile abgleiten lässt. Aus sechs Episoden, sechs Kapiteln, setzt sich der Film zusammen, die als kulinarische Bühnen-Tableaus präsentiert werden. Die Kamera von Wolfgang Thaler aast in den Kostümen und Requisiten, ohne eine tiefere Beziehung zwischen Dichter und neuer Welt herzustellen.

Der Film beginnt mit einer langen Einstellung auf einen weissen Bankettsaal, in dem das Servicepersonal auf Zack ist, ehe sich der Raum mit den Geladenen füllt. Es dauert, bis man erfährt, dass der Empfang dem Ehrengast Zweig gilt, der nach der Begrüssung mitteilt, Brasilien könnte ein Vorbild sein, hier lebten Menschen verschiedener Hautfarben und Rassen. Im nächsten Kapitel nimmt er an einem Schriftstellerforum teil und erläutert den drängenden Journalisten, warum er sich nicht zu Nazi-Deutschland äussern will. Er sei Schriftsteller und kein Politiker. Diese und das Schlusskapitel, nachdem man ihn und seine Frau Lotte (Aenne Schwarz) tot in ihrem Haus in Petrópolis gefunden hat, gehören zu den emotional ein-

drücklichsten. Der Rest trägt weniger zur Erhellung von Zweigs Verhalten bei.

Für die Erhellung sorgt Österreichs genialer Zyniker, Kabarettist und Komiker Josef Hader in der Rolle Zweigs alleine. Wie er in dieser üppigen und strahlenden, ihm wohlgesonnenen Fremde eine verzweifelte, dankbare Höflichkeit wahr, während sein oft erstarrtes Gesicht ahnen lässt, dass er sich einer Zentnerlast von Gewissensbissen, Skrupeln und Qual entgegenstemmt, bis ihn die Kraft verlässt, das ist pure Suggestion, grosses Kino. ★★★★★

## Weitere Premieren

**Suicide Squad** — Eine Spezialeinheit muss her, um Metawesen und einer durchgeknallten Zauberin das Handwerk zu legen. Da die edlen Superknallerbsen wie Bat- und Superman nicht mehr aktiv sind, greift eine hohe Regierungsbeamtin zu Superschurken, wie etwa Deadshot (Will Smith) und andere Super-Vollkoffer, holt sie aus einem Super-Gefängnis und lässt sie auf die Mega-Abra-kadabra-Heinis los. Es wird geballert, gefaucht und gebritzelt, was das Zeug hält. Beim immer krampfigeren Zwang, das Superhelden-Universum ausbauen zu müssen, entsteht halt auch mal gequirilter Mist. Dieser, von David Ayer, ist eine besonders lärmige Rumpelkiste und leider völlig frei von Sinn und Ironie. ★★☆☆☆



Frei von Sinn und Ironie: «Suicide Squad».

## Fragen Sie Knorr

Ist die grassierende «Filmfestivalitis» zu begrüssen, oder wird sie allmählich zur Plage? Gibt's eine Zahl über die weltweit existierenden Festivals? N. H., per E-Mail



Auf Google findet man eine Aufzählung nationaler Festivals, aber keine Erhebung aller Festivitäten. Zu unklar sind die Kategorien, denn überall schiessen zu den etablierten neue wie Pilze aus dem Boden, wie immer sie sich nennen mögen. Schlecht ist das nicht, gerade im Internetzeitalter. Da muss das Medium seine Bedeutung in der Flut beweg-

**Captain Fantastic** — Weihnachten feiern Ben und seine sechs Kinder den Noam-Chomsky-Tag, denn Chomsky existiert wirklich und kämpft für die Menschenrechte. Die bizarre Aussteiger-Story mit Viggo Mortensen als Ben, der seine Kids zu verdrehten Kaspar Hausers er-



Soziale Freaks: «Captain Fantastic».

zieht – hochgebildet, aber soziale Freaks –, wird erst in der Konfrontation mit dem Mainstream interessant und amüsant. ★★☆☆☆

**Maggie's Plan** — Maggie (Greta Gerwig) will ein Kind, doch kein Mann passt ihr. Da läuft ihr John (Ethan Hawke) über den Weg. Der ist zwar Vater und verheiratet mit der Exzentrikerin Georgette (Julianne Moore). Aber John muss es sein, Hindernis hin oder her – drei Jahre später folgt die Krise. Greta Gerwig («Frances Ha») geriert sich in ihrem Flattergetue als verquere New Yorkerin und glaubt sich als woody-allensche Stadtneurotikerin zu erkennen. Erstens stimmt's nicht, zweitens nervt's. ★★☆☆☆

**La vie très privée de Monsieur Sim** — Von der Frau verlassen, vom Arbeitgeber entlassen, surft Monsieur Sim (Jean-Pierre Bacri) herum, bis er sich als Vertreter für Zahnbürsten anheuern lässt. Michel Leclercs Verfilmung ist von Jonathan Coes Bestseller «The Terrible Privacy of Maxwell Sim» so unentschieden wie Monsieur Sims Verhalten. ★★☆☆☆

ter Bilder behaupten und seine Besonderheit herausstreichen und deutungsmässig demonstrieren. Da helfen eben solche «Olympiaden». Zusätzlich ist es immer prima, wenn selbst Provinzregionen zu derartigen Events greifen. Sie heben das Ansehen. Da kommen auch Filme, die nur in den Metropolen zu sehen sind, mal in kinoarme Regionen – und das kann nur zur kulturellen Hebung beitragen.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Jazz

# Vogel aus der Asche

Von Peter Rüedi

Was Jazzarchäologen in verstaubten Archiven finden, dokumentiert einerseits die Kontinuität einer im Wesen dem Augenblick verpflichteten Kunst, andererseits sind die Editionen zahlloser *alternate takes* bis hin zum letzten Sekundenschnipsel eines *false start* oft musikhistorischer Fitzelkrum. Er beschädigt oft, was der Künstler selbst als *master* autorisiert hat. Charlie «The Bird» Parker, an seinem schnellen Leben früh verbrannt, ist eines der unzweifelhaften Genies des Jazz und war insofern ein Sonderfall, als sein früher Tod mit 34 Jahren ihn zu einem tragischen Mythos verklärte und das Interesse am letzten Partikel seines fragmentarischen Gesamtwerks befeuerte. Schon von seinem Frühwerk bei Dial erschienen bald zum Teil aus schwer verständlichen Gründen verworfene *takes*, und auf den LP-Editionen seiner klassischen Quintetts und Sextetts bei Savoy machten sie den Hauptteil aus. Tatsächlich offenbart sich die Intensität und Sprengkraft von Parkers musikalischem Genius auch in verworfenen Versionen, ja selbst in offensichtlichen Fehlern. Das gilt auch für die «Unissued Takes», die der Jazzhistoriker Phil Schaap im Nachlass des Produzenten Norman Granz entdeckt hat. Granz war besessen von der Berufung, dem Jazz insgesamt und den modernen Spielformen im Besonderen zu Popularität zu verhelfen, in seiner Konzertorganisation Jazz at the Philharmonic ebenso wie auf seinen Plattenlabels Mercury, Clef und Verve. In seinen letzten Jahren bei ihm unter Vertrag, spielte Parker die berühmten «Charlie Parker with Strings»-Aufnahmen ein, beschäftigte sich mit Latin-Projekten. Von beidem finden sich Beispiele auf «Unheard Bird», dazu explosive Kleininformationen mit unter anderem Kenny Dorham, Al Haig, Tommy Potter und Max Roach, *alternate takes* des All-Stars-Projekts mit Dizzy Gillespie und Thelonious Monk, das Granz durch Insistieren auf dem Drummer Buddy Rich etwas beschädigte. Dazu auch ein Cole-Porter-Projekt mit einer hochkarätig besetzten Big Band, dessen Vollendung Parkers Tod 1955 verhinderte. Hochinteressant, all das. Nicht nur für Archäologen.



Charlie Parker: Unheard Bird. The Unissued Takes. Verve/Universal 00602547846587

# Ode an die Freunde

Privatkonzert und Apéro riche zum 50-Jahre-Jubiläum der «Freunde Lucerne Festival». Von Hildegard Schwaninger



Riesenapplaus: Eröffnungskonzert unter der Leitung von Chefdirigent Chailly.

Aus der ganzen Schweiz und dem Ausland sind die Gäste nach Luzern gereist, um der Einladung der «Freunde Lucerne Festival» zu folgen, die ihr 50-Jahre-Jubiläum feiern durften. Die Stiftung trägt mit Geld und Goodwill zum Gelingen des Musikfestivals von Weltrang bei. Acht Prozent des gesamten Festivalbudgets werden durch die «Freunde» ermöglicht, weitere geschätzte fünfzig Prozent durch deren Kartenkäufe. Ein Privatkonzert am Sonntagmittag war ein Dankeschön an die grosszügigen Musikfreunde. **Hubert Achermann**, Präsident des Stiftungsrats, zeigte sich hocheifrig, dass **Riccardo Chailly**, der neue Chefdirigent des Lucerne Festival Orchestra, sich bereit erklärt hatte, es im KKL für die 600 Gäste zu dirigieren. Ein Konzert mit sehr viel Schwung. Dmitri Schostakowitschs Suite Nr. 2 für Jazzor-

chester, ein Wunschkonzert-Hit, den der russische Komponist 1938 geschrieben hat. Beim Vorspiel, Peter Tschaikowskys Streichsextett in d-Moll op. 70 «Souvenir de Florence», sass Riccardo Chailly ganz entspannt in der Parkettgalerie. Es gab Riesenapplaus.

Das Lucerne Festival wurde 1938 gegründet, das erste «Concert de Gala» dirigierte **Arturo Toscanini** – im Tribschen-Park, wo einst **Richard Wagner** residiert hatte. Der Dirigent **Herbert von Karajan** lobte 1966, anlässlich der Gründung der Stiftung Freunde Lucerne Festival, den «menschlichen Kontakt, der alle an diesem Festival verbindet wie in einer Familie». Dieses Familiengefühl war auch beim 50-Jahre-Jubiläum zu spüren. **Valentina Rota**, «Freunde Lucerne Festival»-Geschäftsführerin, die mit dem aus Armenien stammenden Kontrabassspieler **Hayk Khachatryan** verheiratet ist, war dankbar dafür, dass viele Junge in diesem Gönnerverein sind («bei uns ist man jung bis 39»).

Dann gab es den Apéro riche auf dem Platz vor dem KKL. Den hatte man dem 2005 verstorbenen **Ernest I. Ascher** zu verdanken, aus dessen Nachlass der Jubiläumsanlass finanziert wurde. Hier mischte sich auch Chailly unter die Gäste. Aber nur kurz. Seine Frau **Gabriella**, ohne die beim Stardirigenten gar nichts läuft, nahm ihn schnell bei der Hand und rauschte mit dem neuen Luzern-Liebling davon.



Achermann (r.) mit Ehepaar Schneider-Ammann.

Luzern ist im Aufbruch. Mit **Benedikt von Peter** hat das Theater einen neuen Intendanten. Der 39-jährige Regisseur aus Köln eröffnet am 9. September seine Ära mit einem Luigi-Nono-Abend in der neuen «Box», neben der Jesuitenkirche. Es wird spannend, die neue Stiftungsratspräsidentin **Birgit Aufterbeck Sieber** freut sich drauf.

Das Konzert für die «Freunde» war Chaillys dritter Auftritt als Chefdirigent. Vorher hatte er an zwei Abenden das Eröffnungskonzert, Gustav Mahlers 8. Sinfonie («Sinfonie der Tausend») dirigiert. Die wichtigsten Sponsoren sass im Parkett. **Jörg Bucherer**, mit einer hinreissenden Frau an seiner Seite, neben Intendant **Michael Haefliger**, der den Juwelier dem Bundesrat **Johann Schneider-Ammann** vorstellte. Der Bundespräsident, der die Glückwünsche der Landesregierung überbrachte, sass zwischen seiner Frau **Katharina** und der Flötistin **Andrea Christina Lötscher** (im langen rosa Kleid), die mit Michael Haefliger verheiratet ist. Der Komponist **Wolfgang Rihm** kam mit Dächlikappe und seiner Frau (beide in Schwarz); der ehemalige UBS-CEO **Oswald Grübel**, Choreograf und Ex-Ballettchef **Heinz Spoerli**, Chemie-Nobelpreisträger **Kurt Wüthrich**, der Luzerner Stadtpräsident **Stefan Roth**, Ex-Miss-Schweiz **Bianca Sissing**, TV-Frau und Sängerin **Sandra Studer**, Roche-Grossaktionär **André Hoffmann**, Rotkreuz-Präsidentin **Annemarie Huber-Hotz**, WEF-Gründer **Klaus Schwab**, Festival-Ehren-



Valentina Rota, «Freunde Lucerne Festival».

präsident **Jürg R. Reinshagen**, die Luzerner Stadträte **Manuela Jost** und **Martin Merki** waren da. Das *corps diplomatique* war durch **Otto Lampe**, deutscher Botschafter in der Schweiz, und **Urs Bucher**, CH-Botschafter in Brüssel, vertreten und der Sport durch **Walter Stierli**, Ehrenpräsident des FC Luzern.

«Primadonna» ist das Motto des diesjährigen Festivals. 25 Komponistinnen und 40 Solistinnen finden hier eine Plattform. Und: Hubert Achermann hat ein Commitment gemacht, dass, wenn einmal seine Nachfolge zu regeln ist – der Tag ist hoffentlich in weiter Ferne –, die Wahl auf eine Frau fällt. Auf die Frage, ob er da schon jemanden im Auge hat, lächelt er vielsagend.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

## Wem die Liebe dient

Die Domina Karolina Leppert, 71, ist ein Fan von Handküssen und weiss: Es gibt schlimmere Strafen als einen Peitschenschlag.



«Bestrafe mich!»: Domina Leppert.

**Sanktionen** — Wenn sich ein Mann bei mir schlecht benimmt, verfüge ich im beruflichen Umfeld über ausgezeichnete Voraussetzungen, um ihn sofort zu sanktionieren. Im «normalen» Leben gelten andere Spielregeln. Ich wünsche mir, dass Ehefrauen, Lebensgefährtinnen und Freundinnen ihre Bedürfnisse nach einem respektvollen Umgang in liebenswürdigem Ton aber unmissverständlich artikulieren.

**Traumjob** — Als es vor vielen Jahren um die Entscheidung ging, wie ich zukünftig meine Brötchen verdienen wollte, wählte ich einen sogenannten bürgerlichen Job. Allerdings leben meiner Meinung nach auch die meisten Prostituierten bürgerlich: Sie bezahlen Miete, sorgen für die Kinder, pflegen Freundschaften und die Nachbarschaft und gehen wählen. Gleichzeitig war ich neugierig, wie die Realität in der Prostitution wirklich ist, und andererseits hatte ich Angst, mich auf eine unkalkulierbare Situation einzulassen. Gespräche in einer Beratungsstelle halfen mir, die Dinge realistisch einzuschätzen. Als ich dann eine Domina kennenlernte, war es wie eine Initialzündung.

**Kniefall** — Nun würde ich zur Begrüssung einen Handkuss verlangen können, und wenn ein Mann es falsch anstellte, könnte ich ihn dafür bestrafen. Ich biete vor allem klassische Do-

minanz, Rollenspiele wie Gouvernanten- und Fesselspiele sowie Japan-Bondage an. Heute verlange ich auch gerne einen Kniefall zur Begrüssung, der Mann muss die Spitzen meiner High-Heels küssen, und das Beste: Für all diese Aktionen erhalte ich auch noch Geld.

**Sittenerfall** — Die Zeiten haben sich geändert: Wie mir Kolleginnen berichten, sind die Kunden heute unhöflicher als früher. Auch in der bürgerlichen Welt sind mangelnder Respekt und vulgärer Sprachgebrauch zwischen den Geschlechtern weit verbreitet. Könnte die Verwirrung bezüglich der Geschlechterrollen dafür verantwortlich sein? Ein Trost ist diese Erklärung natürlich nicht. Es sieht so aus, als würde die Gesellschaft Frauen gegenüber nur vordergründig immer liberaler, während sich die Respektlosigkeit durch die Hintertür einschleicht: Wenn Männer die Frauen schon als gleichberechtigt anerkennen müssen, dann herrscht halt anderswo Stammtischniveau.

**Rätsel**: Meine Kunden erlauben mir erst nach einiger Zeit, in ihr Innerstes, in ihre Fantasien zu blicken. Was den Begriff «Männlichkeit» alles ausmacht und zusammenhält, ist mir aber trotz vieler Erfahrung oft ein Rätsel. Nur eines weiss ich genau, und das finde ich beunruhigender als den Umstand, dass sie eine Maske tragen: Sie wissen selbst nicht mehr, was sie hinter der Tarnung verbergen. Sie haben sich von sich selbst entfremdet.

**Unverschämte**: In diesem Sinn haben sich die Grenzen der sexuellen Normalität verschoben, aber auch die des Anstandes. Was früher zusätzlich gekostet hat, wird heute als Selbstverständlichkeit vorausgesetzt. Ich selbst löse das so: Kunden, die unverschämte Forderungen stellen, schicke ich wieder weg. Es kann aber auch zum Rollenspiel gehören, dass sie mich herausfordern. Dahinter steckt die Bitte: «Bestrafe mich!» Die wirkliche Strafe könnte dann sein, dem Mann zu erzählen, wie ich ihn bestrafe, dies aber konsequent zu unterlassen. Das ist dann pures Leiden. Natürlich ist es das Recht des Kunden, vorher zu formulieren, was er erleben möchte, aber auch die No-Gos. Andererseits habe ich die Hoheit für die gemeinsame Zeit und gestalte sie so, wie ich es für richtig halte.

Karolina Leppert: Männermanieren – Standpauke aus dem Rotlicht. Edition A. 128 S., Fr. 23.90  
Protokoll: Franziska K. Müller

## Ferienberichte

Von Andreas Thiel — Und wie war es im Urlaub?

**Müller**: Wir fuhren zum Urlaub in eine Diktatur. Das war sehr spannend. Alles funktionierte dort perfekt. Die Infrastruktur ist vorbildlich, der Service unübertrefflich, das Essen auserlesen und das Personal zuvorkommend und diskret.



**Kellerhals**: Ist es denn nicht gefährlich, Urlaub in einer Diktatur zu machen?

**Müller**: Nein. Wir fühlten uns jedenfalls sehr sicher, muss ich sagen. Das Sicherheitsdispositiv war äusserst beeindruckend. Aber wir waren ja auch Gäste des Diktators.

**Huber**: Wir waren bloss im Disneyland und besuchten mit den Kindern den Themenpark Demokratie. Das war überhaupt nicht lustig. Es war sogar äusserst unspektakulär.

**Kellerhals**: Da gehört ihr aber zu einer Minderheit. Denn die Mehrheit findet Demokratie doch immer toll.

**Huber**: Ja, aber für Minderheiten ist Demokratie nichts. Wir übernachteten im Disneyland in einem Demokratiehôtel. Leider war das Personal in der Mehrheit. Unsere Menüwünsche wurden ständig von der Küche überstimmt.

**Müller**: Und wo wart ihr im Urlaub?

**Kellerhals**: Wir waren in der Hölle.

**Müller**: Und wie war es?

**Kellerhals**: Die Fahrt in die Hölle war sehr bequem. Alle fuhren erste Klasse. Und das erst noch gratis.

**Müller**: Und wie war die Rückreise?

**Kellerhals**: Erst dachten wir, wir kämen gar nie mehr zurück, als wir nämlich merkten, dass die ganze Reisegesellschaft aus unerfindlichen Gründen bloss Einfachfahrkarten ausgehändigt bekommen hatte. Aber der Höllenmanager waren sehr nett und gab uns die Möglichkeit, uns die Rückfahrt zu verdienen.

**Müller**: Durch Arbeit?

**Kellerhals**: Nicht einmal. Wir mussten bloss versprechen, etwas Werbung zu machen.

**Huber**: Und wie ist die Hölle so?

**Kellerhals**: Paradiesisch.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Schwierige Geburt

Von Peter Rüedi



Wer Wein anbaut, braucht Nerven. Nehmen wir anderen Zeitgenossen das Wetter, wie es kommt, allenfalls mit leicht misstrauischem Fatalismus, wenn ein Sommer besonders heiss ist wie 2003 oder besonders verregnet wie 2014 – der Winzer hat keine Wahl, er muss es persönlich nehmen. Natürlich erweist sich in schlechten Jahren nicht nur, wer etwas kann in Rebberg und Keller, sondern auch, wer mit seinen Entscheidungen Glück hat. Im toskanischen Landstrich Montalcino glaubten bis zum August 2011 alle, ihnen stünde eine noch bessere Ernte ins Haus als im grossen Jahr 2010. Doch dann liess ein heisser afrikanischer Wind die Temperaturen schlagartig ansteigen. Der Zuckergehalt der Trauben explodierte, die phenolische Reife hinkte hinterher, wer das Laubwerk grosszügig geschnitten hatte, musste erleben, wie seine Reben gekocht wurden. Die Ernte verlief in fast panikartiger Eile. Schwierig, in dem Jahr die nötige Säure zu retten. Entsprechend unterschiedlich fielen die Brunello des Jahrgangs 2011 aus. Die Produzenten im Süden der Appellation (wie den Giganten Banfi) traf es härter als die im Norden. Dort liegen, verteilt auf zwei Güter, die achtzig Hektaren umfassenden Rebberge der Tenute Silvio Nardi, die heute von Tochter Emilia bewirtschaftet werden. Hatte der Vater, ein umbrischer Industrieller, den Besitz hauptsächlich gekauft, um der Jagd zu fröhnen, krepelte seine Nachfolgerin nach 1985 den Weinbau mit Furor, Fachwissen und unter Beizug von Fachleuten um. Beweis ist dieser Brunello di Montalcino 2011, der im vergangenen Januar freigegeben wurde – das Konsortium der Appellation, das Vater Silvio in den Siebzigern mitbegründet hatte, besteht, ausser dem Sangiovese-Reinheitsgebot, auch auf einer fünfjährigen Lagerung des Brunello. Emilias Elfer ist vorzüglich gelungen: dicht, intensiv und komplex, mit weichen Tanninen, reifer, Waldbeeren-Aromatik, einer Spur Vanille und Anis. Ein grosser Wein. Und eine Lektion für alle, die zu vorschnellen Schlüssen aus generellen Jahrgangsbewertungen neigen.

Tenute Silvio Nardi: Brunello di Montalcino 2011. 14,5%. Martel, St. Gallen. Fr. 35.–. [www.martel.ch](http://www.martel.ch)

## Land und Meer

Es wird eine Zeit kommen, in der man Köche wie Nik Gygax mit seinem «Löwen» in Thörigen vermissen wird. Von David Schnapp



Kulinarisches Original: Nik Gygax, Thörigen.

Die gute Nachricht zuerst: Nik Gygax hat keine Absichten, demnächst mit dem Kochen aufzuhören. Der Berner hat mehr als die Hälfte seines Lebens in dem schmucken Dorf Thörigen verbracht, «am Fuss der Buchsiberge, wo der von Wäckerschwend her fliessende Stauffenbach sich mit der Altachen verbindet» (Gemeinde-Website). Gygax, mittlerweile sechzig, feiert ein Jubiläum: «Vor dreissig Jahren habe ich meinem Vater das Geld für den Gasthof überwiesen», erzählt er im Schatten eines Kastanienbaums.

Während er erzählt, versuche ich möglichst nichts von dem ausgezeichneten Hauptgang übrigzulassen: Zum gebratenen und lehrbuchmässig mit heisser Butter arrosierten Rinderfilet gibt es – angerichtet in geputztem Knochen – ein Ochsenfleischragout mit Knochenmarkstücken, sautierte Steinpilze und etwas grünes Gemüse (Erbsen, Bohnen). Es ist der ländliche Teil von Gygax' Menü, der ehrlich schmeckt und gekonnt zubereitet ist.

Der «Löwen» wird in den wichtigsten Restaurantführern mit einem Stern und achtzehn Punkten aufgeführt, trotzdem ist er eher Beiz als Fine-Dining-Restaurant. Hier ist nicht alles glattpoliert und knitterfrei – so wie Gygax selbst, der sagt: «Ich habe immer noch Spass an meiner Arbeit.» Es kommt vor, dass er ein paar geschmorte Kalbshaxen übrig hat, dann ruft er ein paar Leute an, und die sitzen



dann in der Gaststube und freuen sich über Ossobuco.

Bauernsohn Gygax ist ein kulinarisches Original, und es wird vermutlich die Zeit kommen, wo man Leute wie ihn in der Schweizer Restaurantlandschaft vermissen wird. Leute, die ein bisschen stur und eigensinnig, aber liebenswert sind und die eine Küche anbieten, deren beste Zeit vielleicht vorüber ist, die aber trotzdem immer wieder Freude macht.

### Bretagne im Oberaargau

Wegen seiner grossen Abneigung gegen Forelle blau, die in seiner Jugend in jedem Gasthof der Gegend angeboten wurde, eignete sich Gygax unter anderem bei Hans Stucki in Basel das Wissen über die Zubereitung von Hummer, Langusten, Steinbutt et cetera an. Und brachte das Meer aufs Land, erntete manches Kopfschütteln und liess sich nicht beirren. Hummer finde ich elegant verpackt in einer ausgehöhlten Tomate, die Languste perfekt sautiert auf einem Seeigel, dessen Zungen mit Doppelrahm zu einer milden Creme verarbeitet wurden. Oder, später, Steinbutt, perfekt gebraten und begleitet von einer Rouille mit Safran auf Muschelfondbasis, der selbst hier im Oberaargau nach Sommer in der Bretagne schmeckt.

Restaurant Löwen, Langenthalstrasse 1, 3367 Thörigen, Tel. 062 961 21 07. Sonntags und montags geschlossen.





Auto

## Quietschende Reifen

Mit einem wirklich guten Fahrer den BMW M4 GTS zu bewegen, ist eine Lektion in Sachen Demut. *Von David Schnapp*

Zu den Prinzipien dieser Kolumne gehört es, dass nur über Autos berichtet wird, an deren Steuer der Schreibende selber sass. Diese Woche erlaube ich mir aber einen Perspektivenwechsel. Und das kam so: Vor kurzem erhielt ich die Möglichkeit, am Steuer des BMW M4 GTS Platz zu nehmen. Bloss elf Stück des Rennwagens für die Strasse wurden in der Schweiz verkauft, bloss 700 davon wurden weltweit unter die zahlungskräftige Klientel gebracht.

### BMW M4 GTS

Leistung: 500 PS/368 kW, Hubraum: 2979 ccm  
 Höchstgeschwindigkeit: 305 km/h  
 Preis: Fr. 188 500.–



Die Besitzer erhalten ein Auto, das näher an einem Rennwagen als an einem für zivile Zwecke eingesetzten Sportfahrzeug ist. Vorwiegend ragt die massive Frontschürze unter dem Fahrzeugboden hervor, sie ist wie der auf einem filigranen Gestänge sitzende Carbon-Heckflügel manuell einstellbar. Die breiten Räder (19 Zoll vorne, 20 Zoll hinten) scheinen beinahe aus den Radkästen hervorzuspringen, und im Innern erinnern Sechspunktgurte, ein Überrollbügel aus orange lackiertem Stahl und ein Feuerlöscher – Teil des Clubsport-Pakets (ohne Aufpreis) – daran, dass dieses Auto dafür gebaut wurde, die Grenzen des Möglichen auszuloten.

Davon bin ich weit entfernt, als ich mit etwas zittrigen Händen das griffige, mit Alcantara bezogene Lenkrad fasse und den Startknopf drücke. Bedrohlich brüllt der hochdrehende Sechszylinder-Turbomotor auf, der auf 500 PS und 600 Nm kommt und den Paradesprint von 0 auf 100 km/h in 3,8 Sekunden erledigt. Fast noch etwas eindrücklicher als diese Grundwerte ist, wie sich dieses Auto bewegen lässt. Ich darf da-

mit nicht auf öffentliche Strassen, sondern auf einen Handling-Parcours im TCS-Zentrum Betzhof bei Hinwil. Ein Slalom, ein paar scharfe Kurven, eine Steigung, noch eine scharfe Kurve, und schon fängt es wieder von vorne an. Langsam versuche ich, die Möglichkeiten des Fahrzeugs zu erfahren, sie übersteigen allerdings die meinen deutlich.

### Einmal und nie wieder

Das ist der Moment, wo es besser ist, auf dem Beifahrersitz Platz zu nehmen, als von Grenzbereichen zu berichten, von denen man kaum weiss, wo sie überhaupt liegen könnten. Wir kommen also zum angekündigten Perspektivenwechsel, am Steuer sitzt jetzt Martin Tomczyk, 34, sympathisch und Profirennfahrer als Pilot im Team BMW Schnitzer in der Deutschen Tourenwagen-Meisterschaft (DTM).

Tomczyk rast mit gefühlten 200 km/h auf die erste Kurve zu, reisst den Wagen nach rechts, dann lässt er ihn nach links eine Drehung um sich selbst machen und spurtet daraufhin driftend, mit quietschenden Reifen zentimetergenau durch den engen Parcours auf einen nassen Gleitbelag zu, wo er den M4 elegant und schnell zum Übersteuern bringt, sodass sich das Fahrzeug wie auf einer Eisfläche im Kreise dreht. Mit erhöhten Puls- und Demutswerten verlasse ich das Auto, in dem ich vermutlich nie mehr sitzen werde.



«Muckis zeigen»: Unternehmer und «Mobilitäts-Visionär» (Eigenangabe) Ouboter, 56.

MvH trifft

## Wim Ouboter

Von Mark van Huissing — Mit Micro-Trotтинетten ist er auf- und ab- und wieder aufgestiegen. Jetzt hat er eine neue Idee, Pardon, Vision.

Ihr neues Gefährt mit Namen Microlino ist nicht einfach ein Elektromobil oder ein Auto, sondern ...» – «Nein, es ist kein Auto. Das haben wir auch am Autosalon, an dem wir es auf einem Podestli präsentiert haben, so angeschrieben: «This is not a car.» – «... sondern ein Schritt in die Zukunft der urbanen Mobilität, sagen Sie – eine grandiose Beschreibung.» – «Ja, es ist eine Vision, die Vision der urbanen Mobilität. Wir sagen auch: «The future is simple.» Braucht es, um von A nach B zu fahren, eines der schönen Autos, die es gibt? Nichts gegen solche Autos, aber für neunzig Prozent der Fahrten würde etwas Simpleres genügen. Da ist auch ein politisches Statement dahinter, ohne es besser wissen zu wollen: Eigentlich ist weniger mehr. Das ist die Hauptaussage.» – «Was ist es denn, wenn kein Auto?» – «Ein Kabinenroller. Die genaue Bezeichnung wäre L7E [Leichtelektromobil], limitiert auf 450 Kilogramm, ohne Batterie.»

Wim Ouboter, 56, ist ein Schweizer Unternehmer – sein Grossvater war aus den Niederlanden eingewandert – und Verwaltungsratspräsident der Firma Micro Mobility Systems in Küsnacht. Er wurde bekannt durch die von ihm seit den neunziger Jahren vertriebenen Scooter (mit zwei Rädern) und Kickboards (drei Räder) der Marke Micro. Er hat nie behauptet, diese erfunden zu haben, liess sich aber als Verantwortlicher für den Erfolg der Trotтинette, die anfangs zur Hauptsache von Erwachsenen benutzt wurden, darstellen. Die Verkäufe gingen erst stark rauf (80 000 Stück am Tag zur besten Zeit) – und schon bald wieder stark runter. Etwa weil eine amerikanische Sportartikelmarke die Zusammenarbeit beendete. Oder wegen der Klage eines Briten, dessen Kind sich beim Gebrauch eines Scooters einen Finger abgetrennt hatte; den Scooter hatte nicht die Firma Micro herstellen lassen, sondern ein Anbieter, der die Idee kopierte. Der Aufstieg respektive Absturz gilt

inzwischen als Business-School-Modellfall dafür, wie die Entwicklung eines jungen Unternehmens nicht vorangetrieben werden soll. Seit längerer Zeit sei Ouboters Firma mit heute 65 Mitarbeitern, die mittlerweile auch Taschen oder Accessoires verkauft, wieder erfolgreich, sagt er. Ein Treffen mit ihm ist wie eine Zeitreise in die neunziger Jahre, als sogenannte Querdenker ihre teils unreifen Ideen als Visionen darstellten, mit denen sie den Weltmarkt beherrschen wollten. Der «Legastheniker und Schulversager» (er über sich) ist verheiratet und hat zwei erwachsene Söhne; die ganze Familie arbeitet im Unternehmen mit. Das Microlino-Elektroleichtfahrzeug soll ab Ende dieses Jahres erhältlich sein (Kleinserie).

«Als Beobachter weiss man nicht, ob Ihre Geschäftsideen Ergebnis sorgfältiger Planung sind oder ob Sie mal was machen – und dann rausfinden, wo die Reise hingehet.» – «Ich habe nie einen Businessplan gehabt. Dieses Konzept [Microlino-Kabinenroller] ist eigentlich entstanden, weil die Bildsprache unseres E-Micros [Elektro-Trotтинette] nichts hergab – man sah nicht einmal, dass es elektrisch [angetrieben] ist. Drum hab ich überlegt: Wie können wir uns bildlich besser in Szene setzen? So kam die Idee, dieses Auto als Maskottchen, als Public-Relations-Geschichte zu nehmen. Dann können wir nochmal sagen: «Reduce to the max.» ... Als es fertig war, kam der Plan: «Jetzt machen wir einen Prototyp, den wir an der Spielwarenmesse in Nürnberg präsentieren.» Um Muckis zu zeigen, weil so viele Mitbewerber unsere Trotтинette kopieren. Dort hatten wir dann Erfolg mit dem Fahrzeug. Und bis heute haben wir schon über 1500 Reservationen.» – «Wird das elektrische Nichtauto die Zukunft Ihrer Firma sichern?» – «Unser Einkommen stellt das Basissortiment sicher, siebzig Prozent kommt von den normalen Trotтинetten. Das Geschäft mit den E-Scootern wird wachsen, in den Städten sind die Strassen verstopft, und unsere Elektro-Trotтинetts sind ÖV-tauglich. Das Autoprojekt finanzieren wir aus den Erträgen – und sollte es nichts werden, haben wir einen Haufen Spass gehabt. Wir haben aber eine Vision, wie wir Geld verdienen können: Wir wollen das Auto entwickeln, nicht produzieren. Und wenn es salonfähig ist, Lizenzen [für die Produktion] verkaufen. Es wäre das erste Auto im Franchise-System.»

«Erwachsene auf Trotтинetts fallen mir auf die Nerven – und Sie sind mitverantwortlich für dieses stilmässige No-Go, das man mitansehen muss ...» – «Das sind doch festgefahrene Meinungen. Ich find's lässig, wenn einer sagt: «Ich bin dreimal schneller. Und es ist mir egal, was ein anderer denkt.» Es gibt Männer, auch über 50-jährige, die haben ein gutes Selbstvertrauen. Und krampfhaft Coolness ist bünzlig.»

Sein liebstes Restaurant: «Babu's Bakery & Coffeehouse», Löwenstrasse 1, Zürich. Tel. 044 212 87 45

1		2		3		4	5			6	7	8		9
						10			11					
12	13		14							15			16	
17						18								
	19													
						20				21	22			
23		24		25					26					
27						28						29	30	
31			32		33				34					
		35				36					37			
38										39				
		40								41				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Richtig oder nicht, auf dem Land weiterhin wichtig  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Mit Bestimmtheit nicht von Vorurteilen bestimmt 6 Speicher-Quellen, erhellend ihre Wirkung. 10 Fälle, die weniger FBI-Agenten als vielmehr Touristen interessieren. 12 Sie sind zwar nicht anhänglich, doch an gewissen Dingen hängen sie schon. 15 Die Renate ist in Frankreich eine alte Bekannte. 17 Verlockende Stadt auf der Suche nach materiellem Glück. 18 Sie endet dann und wann im Schlaf. 19 Geht es ums Essen, möchten wir auf die flache Sache nicht verzichten. 20 Himmlisch, nordisch: das wussten bereits die alten Griechen, die ihn Phoenice nannten. 23 Das passende Gefäss für den edlen Tropfen. 26 Afrikanisch, pflanzlich, stimulierend (hier ohne h). 27 Die globale Organisation ist für Italiener klar die Eins. 28 Statistik: der grösste in einem Kanton liegende See unseres Landes. 31 Beides exotisch, Gewürzmischung wie Stadt. 34 Solches Tun erzeugt mit Sicherheit keinen Stress. 35 Sagen Manager und Militärs: Lässt sie zu wünschen übrig, wird aussortiert. 37 Ersetzten wir hier das t durch ein l, hätten wir einen Beutelbär. 38 Sie erinnert uns auch im digitalen Zeitalter daran, dass wir Menschen sind. 39 Womit das WC sicher sauber wird. 40 So soll sie sein: weich und streichfähig, zum Wohl der Anwender. 41 Ziemlich primitiv und anzüglich, eine Hübsche so anzusprechen.

**Senkrecht** — 1 Der des Lebens, von Gott gegeben - so sagt es die Bibel. 2 Sprachlich importiert, die saftige Sache. 3 Die Sprache ist aus mehreren Sprachen entstanden, Haiti als Beispiel. 4 Ort der endlosen Weiten und unbegrenzten Möglichkeiten. 5 Diese Elemente-Lehre umfasst alles Sein. 6 Wasserschloss der Schweiz: auch dank ihr. 7 Illusion von Besitz oder Glaubenssache in Sachen Geld. 8 Mit ihm mit Blick nach vorn auf dem Wasser. 9 Entweder trauert man ihm nach oder dann feiert man ihn. 11 Was Lehrer gerne schreien, Lektoren ebenso, gleich mehrfach. 13 Marlene Dietrich da als Alexandra Adraxina. 14 Zantedeschia: die Verwandte des Aronstabs. 16 Ein Sein, das auf unflätige Beleidigung folgt. 21 Das Leben ist zu lang, so der Levy im Jahre 2010. 22 Den Stab bricht man über jemanden, seinen grössten Verwandten eher nicht. 23 Ein Bekannter, Begleiter und manchmal gar Vertrauter. 24 Ziel solcher Veranstaltungen: sattellos Reiten, Einfangen von Kälbern usw. 25 Wie ein Mensch, eine Blume oder ein Schmuckstück sein kann. 29 Jener Gletscher ist auch ein Fluss und mündet ins Mittelmeer. 30 Der Ort steht an Stelle des Gesuchten. 32 Weltberühmter Bob Marley, seine Witwe ist weit weniger bekannt. 33 Er: viel Show und Schein und dahinter wenig echtes Sein. 36 Eine schon, aber was nun: eine Femme fatale gar?  
 © Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 479**

	P	A	R	K	H	A	U	S		E	F	E	U	
E	A	K		E	I	N	R	E	I	H	E	R		U
M	U	T	W	I	L	L	I	G		E	I	N	E	R
I	L	I		M	A	I	S	O	N	N	E	T	T	E
R		N	D	E	L	E		V			R	E	Z	A
A	S	I	E	N		G	U	I	N	E	A		N	
T	I	E	L		H	E	N	A	U		B	R	A	D
	L		E	L	E	N	D		S	P	E	E	E	
S	E	E	T	A	L		A	N	S	I	N	N	E	N
E	N	G	E	R	L	I	N	G		N	D	A	L	I
N	C	E		V			K	A	N	A		T	A	S
D	E	R	Z	E	I	T		U		R	H	O	N	E


**Waagrecht** — 1 PARKHAUS 8 EFEU 11 EAK (Evangelischer Arbeitskreis) 12 EINREIHER (Herrenanzug oder: ein Reiher) 14 MUTWILLIG 15 EINER 17 ILI 18 MAISONNETTE 19 NDELE (elend) 21 REZA 22 ASIEN 24 GUINEA 27 TIEL (Teil) 28 HENAU (hauen) 29 BRAD (vom Traumpaar Brad Pitt und Angelina Jolie) 32 ELEN 34 SPEE (geht in Deutschland auf ihn zurück) 36 SEETAL 38 ANSINNEN (Synonym: Zumutung) 41 ENGERLING 42 NDALI 43 NCE 44 KANA 45 TAS (türk. f. Stein) 46 DERZEIT 47 RHONE

**Senkrecht** — 1 PAUL (- Ein Alien auf der Flucht: Filmtitel) 2 AKTINIE 3 KEIMEN 4 HILAL (Mondsichel im Islam) 5 ANLIEGEN 6 URIS (Exodus: Roman von Leon Uris) 7 SEGOVIA 8 EHEN 9 FEIERABEND 10 ERNTE 11 EMIRAT 13 UREA (vielseitig verwendeter Stoff) 16 ETZNA 20 DELETE 23 SILENCE (franz./engl. f. Schweigen) 25 UNDANK 26 NUSS 28 HELL (engl. f. Hölle) 30 RENATO (span., port., it. f. der Wiedergeborene) 31 DENISE 33 LARVE 35 PINAR (von türk. Die Quelle) 36 SEND 37 EGER 39 NGAU (Gauner) 40 ELAN

**Lösungswort** — RUTENGAENGER



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

A photograph of a room with a stone floor, a floor lamp, a small statue, and a bookshelf. The room is brightly lit by natural light from windows. The floor is made of large, irregular stone tiles. A floor lamp with a large, glowing, spherical shade stands on the left. A small, dark, abstract sculpture stands in the center. A bookshelf with many books is on the right. A green rectangular box is overlaid on the right side of the image, containing white text.

TRAUEN SIE KEINER  
BODENHEIZUNG  
ÜBER 25.  
SANIEREN STATT  
ERSETZEN.

Ist Ihre Bodenheizung älter als 25 Jahre? Dann besteht die Gefahr, dass die Rohre schon spröde und verschlammte sind. Warten Sie nicht, bis ein teurer Ersatz nötig ist. Spülungen und einfache Reinigungen führen nach kurzer Zeit häufig zu noch grösseren Problemen. Unser HAT-System hingegen versetzt Ihre Bodenheizung wieder in den Neuzustand. Günstig und ohne Baustelle.

**Vereinbaren Sie jetzt eine Zustandsanalyse mit unseren Fachleuten:**  
[www.naef-group.com/bodenheizung](http://www.naef-group.com/bodenheizung) oder auf der **Gratis-Infoline 0800 48 00 48.**

 **Naef**  
GROUP